

Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes

Bernhard Riggerbach

Table of Contents

Vorwort

Riggenbach, Bernhard - Frauengestalten aus der Geschichte des
Reiches Gottes - Vorwort

I. Die Mütter und Töchter des Volkes Israel.

II. Die Frauen im Leben Jesu.

III. Die Frauen der ältesten christlichen Kirche.

IV. Die Heiligen des Mittelalters.

V. Die Gehilfinnen der Reformatoren

VI. Die Stillen im Lande.

VII. Die Arbeiterinnen der inneren Mission.

Quellen:

Anmerkungen

Vorwort

Ich bin der Meinung, es sei an der Zeit, von unseren Vätern und Müttern im Glauben zu lernen, was und wie sie geglaubt haben. Viel Wissen ist im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, und dafür ist manche Torheit ins Christentum eingeflossen.

Deshalb gibt es die Glaubensstimme, und deshalb gibt es auch die Bücher, die Ihr hier herunterladen könnt. Manche Autoren sind Euch sicher bekannt, andere eher weniger.

Ich stimme nicht mit allem überein, was die hier veröffentlichten Autoren geschrieben haben – doch möchte ich meine Erkenntnis auch nicht absolut setzen. Darum habe ich auch Schriften veröffentlicht, die meiner Erkenntnis widersprechen, so weit es sich nicht um klare Irrlehren geht.

Die hier veröffentlichten Texte sind zum Teil von mir sprachlich (jedoch nicht inhaltlich) überarbeitet – doch sie sind nicht mein Eigentum. Daher dürft Ihr sie in jeder Euch gefallenden Art nutzen – sei es durch Veröffentlichung im Internet, in Zeitungen, in Büchern. Ein Belegexemplar oder ein Link wären schön, sind jedoch keine Bedingung.

Gruß & Segen,

Andreas

Riggenbach, Bernhard - Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes - Vorwort

Diese Vorträge haben in einem engeren Kreise von Töchtern unserer Stadt eine so freundliche Aufnahme gefunden, dass ich hoffen darf, durch die Veröffentlichung nun auch einem weiteren Kreis Freude zu bereiten. Auf Vollständigkeit erhebt der Inhalt keinen Anspruch, wohl aber auf historische Treue, wenn gleich die gelehrten Anmerkungen fehlen.

Als Motto gebe ich dem Büchlein das schöne Wort des Dichters mit:

„Es sei der Frauen Leben so wie ein geistlich Lied,
Das nicht mit eitlen Brausen am Ohr vorüberzieht,
Das sich in festem Takte nur langsam fortbewegt
Und doch der Herzen viele mit sich zum Himmel trägt.“

Basel, den 25. Oktober 1883.

Bernhard Riggenbach.

I. Die Mütter und Töchter des Volkes Israel.

Es ist selbstverständlich, dass in Geschichte, Literatur und Kunst sich namentlich die Darstellungen von Frauengestalten und Frauenleben des weiblichen Interesses zu erfreuen haben. Freilich ist nicht jedes Interesse ein reines, und es gibt auch beim sogenannten schönen Geschlechte sehr unschöne, von Gefallsucht, Eifersucht und Tadelsucht entstellte Interessen. Auch fehlt es nicht an Geschichtsschreibern, Schriftstellern und Künstlern ersten, zweiten und dritten Ranges, welche, um Anklang und Absatz zu finden, mit kluger Berechnung der Einbildung und Eitelkeit schmeicheln und für den guten Geschmack, mit dem sie „das ewig Weibliche“ ins rechte Licht zu stellen wissen, denn auch richtig von zarter Hand gewundene Kränze ernten. Goethe, der die weibliche Natur auf Grund langjähriger Studien sehr genau kannte, hat in seinem hohen Alter in den Gesprächen mit Eckermann das bezeichnende Bekenntnis abgelegt: „Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ Und damit hat der psychologisch so feinsinnige und scharfsinnige Goethe keineswegs bloß sich selbst, sondern mehr oder weniger alle Poeten des klassischen Altertums und der klassischen Neuzeit treffend charakterisiert und zugleich Alles, was unter der klassischen Linie steht, gebührend verurteilt. Es besteht ja - von dem absolut Gemeinen gar nicht zu reden - zwischen Goethes Frauengestalten und denen eines Paul Heyse, zwischen Titians Venus und Gleyres Charmeuse, zwischen der Maria Stuart von Walter Scott und der Maria Theresia von Henriette Paalzow, zwischen Beethovens Fidelio und den Donnen des Don Juan ein gewaltiger Unterschied, aber vorwurfsfrei und vorurteilslos sind weder die Einen noch die Anderen, die Einen sind im Widerspruch mit der Wahrheit von Natur und Geschichte idealisiert, die Anderen, wenn auch nicht mit unlauterer, so doch mit unverkennbar pikanter Absicht realisiert.

Im Gegensatz zu all diesen Einseitigkeiten und Unvollständigkeiten menschlicher Darstellung und zu all diesen Schwachheiten und Torheiten menschlicher Absicht legitimiert sich die Bibel auch in Beziehung auf das weibliche Geschlecht als das Wort der Wahrheit, als das, wofür sie sich selbst ausgibt, wenn es im Brief an die Hebräer, Kap. 4, Vers 12 und 13, heißt: „Lebendig ist das Wort Gottes und kräftig und schneidender als ein zweischneidiges Messer und eindringend bis in die Fuge von Seele und

Geist, Gelenk und Mark und kritisch für Gesinnungen und Gedanken des Herzens, und es gibt kein Geschöpf, das vor ihm verborgen wäre, alles ist bloß und offen gelegt für seine Augen.“ In der heiligen Schrift finden Sie weder eine schaumgeborene Venus umgeben von Amoretten, noch eine streitbare Pallas Athene mit ihrer Eule, dieser herrlichen Insignie des Blaustrumpfs, weder eine Kleopatra, der ein römischer Feldherr nach dem andern huldigt, noch eine Leonore von Este, welcher ein Tasso vorliest, weder Grazien noch Amazonen, dagegen enthält sowohl das alte als das neue Testament eine Reihe von herrlichen Frauengestalten und eine Fülle der anmutigsten Schilderungen weiblichen Wesens und Wirkens. Während die dichtenden und bildenden Künstler mit ihren reizenden Schilderungen das höhere oder niedrigere Triebleben des natürlichen Menschen in Anspruch nehmen, wird in der Bibel überall an Ihr edelstes Interesse appelliert, an das Sehnen des Geistes emporzukommen aus der Schwachheit in die Kraft, aus dem Verweslichen ins Unverwesliche, aus der Sünde in die Heiligkeit, aus der Welt ins Himmelreich. In der Schrift soll nichts dienen zu bloßer Unterhaltung und Belustigung oder gar zu falscher Beruhigung und Entschuldigung, sondern, was sie darbietet an weiblichen Typen, seien es Lichtbilder oder Nachtstücke, und an speziell den Frauen geltenden, zum Teil recht unliebsamen Weisungen oder Mahnungen, das ist Alles, wie der Apostel dem Timotheus (II. 3,16) so treffend schreibt: „nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung,“ mit einem Wort: zur „Erziehung in der Gerechtigkeit.“

Wenn wir daher die Ihnen Allen aus der biblischen Geschichte wohl bekannten Frauengestalten der heiligen Schrift zum Ausgangspunkt einer Reihe von Betrachtungen über den Anteil der Frauen am Bau des Reiches Gottes machen, so geschieht das nicht sowohl wegen der chronologischen Reihenfolge, sondern vornehmlich um an der für alle Geschichtsschreibung mustergültigen biblischen Darstellung unsern Geschmack und unser Urteil zu bilden und so das richtige Maß und Feingefühl zu gewinnen für die Auswahl und Behandlung des übrigen Stoffes und für die wahre Würdigung der Frauen, welche in der Geschichte der christlichen Kirche eine hervorragendere. Stellung eingenommen haben.

Es ist soeben von einem Anteil der Frauen an dem Bau des Reiches Gottes geredet worden. Steht diese Behauptung nicht im Widerspruch mit jenem bekannten Worte Pauli (1 Kor. 14,34): „Eure Weiber sollen schweigen in

der Gemeinde; es soll ihnen nicht zugelassen werden, dass sie reden, sondern sie sollen untertan sein, wie auch das Gesetz sagt.“ Werden hier nicht die Frauen von aller direkten Mitarbeit für das Reich Gottes ausgeschlossen? Keineswegs! In dem nämlichen ersten Korintherbrief finden wir (Kap. 4, V. 20) die köstliche Aussage: „Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft.“ Und von dem Empfang dieser Kraft sagt eben Paulus (Gal. 3,28): „Hier ist kein Mann noch Weib,“ d. h. die Kraft, um deren Ausübung es sich im Reich Gottes handelt, kann von dem Weib so gut erlangt und verwertet werden als vom Mann. Zum Reden und Lehren hat Gott von Anfang an vorzugsweise den Mann auserkoren, und warum, das liegt am Tag. Wo Rede und Lehre ist, da ist auch Gegenrede und Gegenlehre, und es sind mithin zur Verantwortung Wehr und Waffen erforderlich. Streitkraft aber ist dem Weibe nicht verliehen. Eine streitbare Frau wird im besten Falle mit dem beim Mann nicht unrühmlichen Namen eines Haudegens verpönt. Und das mit Recht, denn die natürliche Kraft der Frau ist nicht die Wehrkraft, sondern die Tragkraft. Und da das Reich Gottes auf Erden neben seiner aktiven jeweiligen auch eine passive Form hat annehmen müssen, so sind ihm von jeher neben tatkräftigen Männern die tragkräftigen Frauen sehr gut zu Statten gekommen.

Zur Gehilfin des Mannes bestimmte Gott das Weib, ehe es erschaffen war (1. Mose 2, 18). Als Gehilfin sollte Adam, zu deutsch: der Mensch oder, wie die Wissenschaft zu sagen liebt: der Urmensch das ihm von Gott zugeführte Weib betrachten und für seine doppelte Bestimmung der Bevölkerung und Beherrschung der Erde (1. Mose 1,28) gebrauchen und respektieren, also nicht zur lastbaren Sklavin, zum Gegenstand der Lust oder zum Spielwerk der Laune herabwürdigen. In der biblischen Schöpfungsurkunde ist aber noch ein weiteres, lehrreiches Moment enthalten. Das Weib wird nicht besonders erschaffen, sondern dem Mann entnommen und daher zunächst Männin genannt (1 Mose 2,22. und 23); es soll also nur als Gehilfin des Mannes in Aktion treten und nicht unabhängig schalten und walten, nicht für sich, sondern an der Seite des Mannes sein (1 Mose 2,18). An der Seite des Mannes ist die Frau stark, um an ein neutestamentliches Gleichnis anzuknüpfen: wie die Gemeinde stark ist, wenn sie beim Herrn bleibt. Wie aber die Gemeinde der Verführung und dem Verberben anheimfällt, sobald sie ohne den Herrn, emanzipiert von seiner Autorität, von seinem Rat und Willen und also auch von seinem Beistand und Segen, einherschreitet, so wird auch die Frau beim ersten selbstständigen Auftreten betrogen und von

der Arglist überwältigt. Es liegt nach dieser Richtung in der Geschichte des Sündenfalles ein unverkennbarer Wink für das weibliche Geschlecht und seine ihm von Gott angewiesene Stellung. Sowie das Weib, uneingedenk seines Abhängigkeitsverhältnisses, selbstredend und selbsttätig mit der Außenwelt sich einließ, musste es eine schmerzliche, und verhängnisvolle Erfahrung der ihm von Natur eigenen, geringeren Widerstandsfähigkeit machen. Der Mann aber, welcher die ihm anerschaffene Selbstständigkeit preisgab und gegen die göttliche Ordnung der Stimme des Weibes gehorchte, er und nicht das Weib wird mit Recht von Paulus (Römer 5,14 und 1 Kor. 15,22) für die Folgen verantwortlich gemacht. Ihm wird auch von Gott die härtere Strafe zuerkannt: die ganze kummervolle und mühselige Nahrungssorge. Freilich geht auch das Weib keineswegs frei aus: es muss sich die Demütigung gefallen lassen wegen des Missbrauchs der freieren Stellung einer Gehilfin hinfort das Joch der Unterwerfung zu tragen. Doch ist immerhin in der Prophezeiung besonderer Leibesplagen auch die tröstliche Hinweisung auf die bevorstehenden Mutterfreuden enthalten.

Als **Eva**, d. h. als Mutter aller Lebendigen soll sie, so lange menschliches Leben besteht, geehrt werden. Als Solche wird sie auch von Paulus selig gepriesen (1 Mose 3; vgl. 2 Kor. 11,4 und 1 Tim. 2, 13-15).

Ungleich höhere Ehre als die Menschenmutter Eva erfährt aber in der heiligen Schrift, welche immer das Natürliche dem Geistlichen unterordnet, **Sara**, die Mutter des Volkes Israel. „Schaut den Felsen an,“ ruft Jesaja (51,1 und 2), „davon ihr gehauen seid, und des Brunnens Gruft, daraus ihr gegraben seid, schaut Abraham an, euern Vater, und Sara, von welcher ihr geboren seid.“ Allein die große Verehrung, welche der Ahnmutter als solcher und wegen ihrer persönlichen Vorzüge gebührte, sie hinderte die israelitischen Geschichtsschreiber nicht, ein vollständig unbefangenes Lebensbild derselben zu zeichnen. Obgleich es nach dem mosaischen Gesetz (3 Mose 18,9) durchaus unzulässig war, dass Einer seine Schwester oder Halbschwester heiratete, wird dennoch (1 Mos. 20,2) ausdrücklich berichtet, Sara sei Abrahams Stiefschwester, eine Tochter, wenn auch nicht seiner Mutter, so doch seines Vaters Thara gewesen. Und mit der wiederholten Hervorhebung ihrer ungewöhnlichen Schönheit wird zugleich (1 Mose 12 und 26) die Erzählung verbunden, dass nur Gottes gnädige Leitung schwere Schmach von ihr abgehalten habe. Zweimal waren

nämlich Abraham und Sara einig geworden, sich als bloße Geschwister auszugeben, damit nicht Abraham um seiner schönen Gattin willen von heidnischen Fürsten ermordet würde. Beide Male brachte Gott die Wahrheit zur rechten Zeit an den Tag, ohne dass Sara ein Opfer ihrer Menschenfurcht werden musste. Dagegen rächte sich eine spätere Machenschaft der Eheleute hart an Beiden. Weil ihnen die göttliche Verheißung nach ihrem Wortlaut unwahrscheinlich geworden war, hatte Sara eine Nebenehe Abrahams mit ihrer ägyptischen Sklavin **Hagar** gestiftet. Die nächste Folge davon war, dass Sara sich selbst zurückgesetzt fühlte (1 Mose 16) und später, als ihr eigener Sohn heranwuchs, auch für diesen wegen des gewandten Ismael Eifersucht empfand (1 Mose 21). Abraham aber musste (wiederum ein Mann, welcher für Nachgiebigkeit gegen seine Frau gestraft wird) schweren Herzens Hagar und Ismael verstoßen. Zwar verwandelte sich das spöttisch-ungläubige Lächeln der Sara noch in ihrem 90. Jahre in ein Lachen der Freude, aber der Name Isaak, zu deutsch: das Lachen, wird sie lebenslang an ihres Herzens Härte erinnert haben (1 Mose 18,12 und 21,6). Rührend ist es, welche Mühe Abraham sich gibt, seiner Sara d. h. Fürstin eine ihres Namens würdige Begräbnisstätte zu erwirken (1 Mose 23).

So wenig Sara, so wenig erscheint auch die zweite Patriarchin im Nimbus einer Idealfigur. Von **Rebekka** ist uns kein Lebenslauf in aufsteigender Linie überliefert, sondern es werden bei ihr mit zunehmenden Jahren die Schatten in bedenklicher Weise länger. Zuerst tritt sie vor uns in dem poetischen Duft vollendeter Liebesswürdigkeit. Nicht umsonst ist „die sehr schöne Dirne“ mit dem „Krug auf ihrer Achsel“ (1 Mos. 24) ein Liebling der Künstler. Lässt sich doch in der Tat nicht leicht ein anmutigeres Bild denken als eben diese „Rebekka am Brunnen“. Es ist ein wahrer Genuss, sich jene Szene zu vergegenwärtigen. Ahnungslos steigt sie vom Brunnen herauf und beeilt sich, dem greisen Fremdling den Labetrunk zu reichen; doch begnügt sie sich echt weiblich nicht damit, zu tun, was Elieser gebeten, und ihm wird nun, während er ihrer dienstfertig zuvorkommenden Geschäftigkeit zusieht, mit steigender Gewissheit klar: diese und keine Andere hat Gott dem Sohne meines Herrn bestimmt. Auch der fernere Verlauf der Erzählung ist äußerst reizvoll. An der schmutzigen Habgier ihres Bruders Laban, der nicht nach Gottes Willen fragt, sondern nur das Diadem an seiner Schwester Stirn und die schweren Spangen an ihren Armen in Erwägung zieht, hat Rebekka keinen Anteil. Bei der Verhandlung

der Männer über die Heirat hat sie nach orientalischem Brauch, der noch heute bei den Juden zu Kraft besteht, nicht mitzureden. Und auch nachher wird sie aus ihrer Mutter Haus, d. h. aus Betuels Frauenzelt oder Frauengemach, nicht deshalb herbeigeholt, um zu entscheiden, ob sie Isaaks Frau werden wolle oder nicht, sondern nur, weil ihre Angehörigen wissen wollen, was sie zu der sofortigen Abreise sagen werde. So rasch sie sich hierzu entschließt, so gemessen benimmt sie sich bei dem Zusammentreffen mit Isaak. Aus Luthers Übersetzung (1 Mos. 24, 64: „und Rebekka hob ihre Augen auf und sah Isaak, da fiel sie vom Kamel“) könnte man ohne Kenntnis der morgenländischen Sitte und nach Analogie der Nervenschwäche moderner Bräute zu der Annahme verleitet werden, Rebekka sei vor Emotion in Ohnmacht gefallen. Solches gehörte in jener Zeit noch nicht zum guten Ton. Rebekka hatte übrigens Isaak noch gar nicht als Solchen, sondern bloß als vornehmen Mann erkannt, als sie, wie es die orientalische Höflichkeit noch heute von den Reisenden verlangt, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung rasch von ihrem Reittier herabstieg. Und als Elieser auf ihr Befragen (V. 65) sie darüber belehrt hatte, wer der Herannahende sei, da „nahm sie den Mantel und verhüllte sich“, d. h. sie verschleierte sich, und Isaak bekam ihr Angesicht erst zu sehen, nachdem er sie in die Hütte seiner Mutter Sara geführt hatte. Soweit ist Rebekka eine sehr sympathische Erscheinung. Im weiteren Verlauf der Geschichte dagegen lernen wir sie als parteiische Mutter und als eine Frau kennen, die ihren Willen nicht nur mit resoluter Unliebenswürdigkeit, sondern auch durch Anwendung eigentlich schlechter Mittel durchsetzt. Den alten Mann hintergeht sie, indem sie mit seinem Gebrechen schnöden Missbrauch treibt, den eigenen Sohn bringt sie um sein Recht und seinen Segen und den Liebling ihres Herzens verführt sie zur Sünde gegen Vater und Bruder und häuft dadurch der Fluch solch sittlich korrumpierender Mutterschwäche unendlich viel Leid auf sich und ihn.

Rebekkas Vorliebe für den durch seine stillere und zahmere Art zum Muttersöhnchen geeigneten Jakob (1 Mos. 25,27 u. 28) wurde dadurch noch erhöht, dass der ohnehin unbändige Esau ihr auch noch zwei unbotmäßige kanaanitische Schwiegertöchter und damit viel Herzeleid ins Haus brachte (1 Mos. 26,34 u. 35). Dennoch lässt sich ihr Benehmen in keiner Weise rechtfertigen. Die Bibel versucht das auch gar nicht. Rebekka muss, gerade wie die ersten Sünder, die buchstäbliche Wahrheit des Wortes fühlen: „welchen Tages (Gott hätte auch sagen können: zu welcher Stunde) du

davon isst, wirst du des Todes sterben“. Darauf deuten auch als feine Beobachter die beiden bekannten Bibel-Illustratoren, Schnorr und Doré, hin; sie lassen nämlich die Rebekka, voll Furcht, ihre schlaue Intrige möchte durch unvermutet schnelle Rückkehr Esaus noch im letzten Augenblick vereitelt werden, während Jakob den erschlichenen Segen empfängt, ängstlich Wache stehen. Bei Schnorr blickt sie scheu um sich, indem sie Jakob einen Wink gibt, es sei keine Zeit zu verlieren; bei Doré steht sie unter der Tür und hält die Hand auf das klopfende Herz. Das Gewissen reagiert sofort, und die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuß. Den geliebten Jakob muss die Mutter selbst, um ihn vor Esaus Rache zu sichern, auffordern: „mache dich auf und fliehe zu meinem Bruder Laban in Saran.“ Sie tröstet sich zwar mit der süßen Hoffnung, dass sie ihn bald wieder werde heimrufen können und versucht die innere Unruhe mit dem Gedanken zu beschwichtigen, es sei besser, Jakob wandere aus, als wenn er bei ihr bliebe und ihr etwa auch durch eine Missheirat mit einer unartigen Hethiterin das Leben sauer mache (1 Mos. 27,43-46). Allein Jakob kam zu ihren Lebzeiten nicht mehr zurück. Fern von ihm, den nagenden Wurm im Herzen, dass sie die Ursache seiner Missgeschicke sei, musste sie ihre Tage bei den beiden von ihr so arglistig Hintergangenen, Isaak und Esau, beschließen und hat wohl noch oft seufzen müssen: „mich verdrießt zu leben mit den Töchtern Heths“, zu welchen Esau überdies später noch zwei Ismaelitinnen hinzufügte.

Für Jakob aber kamen als bittere Frucht seiner Hinterlist lange und prüfungsvolle Dienstjahre, wo nun er überlistet wurde. Zwar hatte er das Glück, noch bevor er Haran erreichte, seine Base Rahel anzutreffen, welche sämtliche Erfordernisse der Schönheit an sich vereinigte: einen schönen Wuchs und ein schönes Antlitz. Luther übersetzt: „Rahel war hübsch und schön“ (1. Mos. 29,17). Sofort verliebte Jakob sich in sie, und als Laban nach kurzer Frist einen Dienstvertrag mit ihm schloss, versprach ihm Jakob, sieben Jahre um sie zu dienen. Von ihrer älteren Schwester, der Lea, wollte er nichts wissen, dieselbe hatte nämlich, wenn auch vielleicht nicht, wie es bei Luther heißt, „ein blödes Gesicht“, so doch nach dem Grundtext jedenfalls glanzlose Augen, mithin einen im Orient, wo das Publikum nichts als eben die Augen zu sehen bekommt, besonders großen Mangel. Die sieben Jahre, nach heutigen Begriffen eine grausam lange Zeit, wurden dem Jakob durch seine Liebe zu Rahel und wohl auch durch ihre Liebe zu ihm so versüßt, dass es ihn dünkte, es seien nur sieben Tage (1 Mos. 29,20). Als

sie aber im waren, bekam er nicht Rahel, sondern musste sich zunächst, freilich nur für eine Woche, mit Lea begnügen. Und auch dann gab ihm Laban die geliebte Rahel nur unter der Bedingung, dass er weitere sieben Jahre sein Knecht sei.

Das Verhältnis, in welchem nun die beiden Schwestern als Gattinnen des Patriarchen zu einander standen, war das der gewöhnlichsten Eifersucht. Zwar verlieh Gott der Lea als Entschädigung dafür, dass Jakob die Rahel lieber hatte, reicheren Kindersegen. Sie schenkte ihrem Manne sechs Söhne, Rahel nur zwei; und wenn auch Jakob den beiden Rahelssöhnen den Vorzug gab, so befanden sich dagegen unter denen der Lea die beiden, deren Nachkommen später unter dem Volk Gottes die größte Bedeutung gewonnen haben: Levi und Juda. Nicht die schöne Rahel, sondern die zurückgesetzte, aber gottesfürchtige Lea ist die Ahnmutter des großen Königs David und des noch viel größeren Davidssohnes, „aus Juda aufgegangen.“ Bei Gott ist kein Ansehen der Person, er brachte Lea zu Ehren, weil sie sich auf ihn verließ und nie vergaß, ihm auch dadurch zu danken, dass sie allen ihren Söhnen Namen von frommer Bedeutung gab (1 Mos. 29,32-35). Rahel dagegen mit ihren bloß äußeren Vorzügen wurde für die abergläubische Anhänglichkeit an die Hausgötzen ihres Vaters und für die unsaubere List, mit welcher sie bei deren Entwendung ihren listigen Vater noch überlistete (1 Mos. 31), schließlich auf die für sie empfindlichste Weise gestraft: sie musste erfahren, dass der von einem schwachen Jakob zum Israel erstarkte Mann die Unreinheit abgöttischen Wesens auch an ihr nicht duldete; höher als die liebende Treue, die Jakob seiner Rahel während sieben Jahren bewies, stellen wir mit der Schrift den Mannesmut, mit dem er auch dem. „Weibe in seinen Armen“ (5 Mos. 13,6) die Götzenbilder und die heidnischen Ohrenringe wegnahm und unter der Eiche bei Sichem vergrub (1 Mos. 35,4). Rahel starb bei Benjamins Geburt und wurde bei Bethlehem begraben. Lea dagegen wurde in der Patriarchengruft bei Hebron beigesetzt (1. Mos. 49,31).

Durch die merkwürdigen Schicksale von Rahels älterem Sohne Joseph kam Israel nach Ägypten, und durch einen Nachkommen der Lea, den durch Vater und Mutter von Levi stammenden Mose, wurde die zum Volk angewachsene Familie nach Kanaan zurückgeführt. Bei beiden Ereignissen brauchte Gott ägyptische Frauen zu Werkzeugen: dort die frivole **Frau des Potiphar**, hier die menschenfreundliche **Tochter Pharaos**. Dieser Letzteren

sind wir schon darum eine dankbare Erwähnung schuldig, weil wir ihrem warmen Interesse für ein wimmerndes Kindlein die ältesten Stücke der heil. Schrift zu verdanken haben. Sie nämlich war es, die den glücklich geretteten und in ihrem Auftrag von der Mutter Jochebed und der Schwester Mirjam während der ersten Lebensjahre selbstverständlich treu besorgten Mose als ihren Adoptivsohn (2 Mos. 2,10) erziehen ließ und so unter providentieller Leitung diesen Sohn Israels weit über das Niveau seines in sklavischer Unwissenheit gehaltenen Volkes zu „aller Weisheit der Ägypter“ (Apostelg. 7,22), d. h. zur höchsten Höhe damaliger Bildung emporhob. Diese ägyptische Weisheit hat einerseits als der nicht zu unterschätzende menschliche Teil der Ausrüstung Moses ihn fähig gemacht, sein ganzes Volk auf die Dauer zu beherrschen. Und andererseits ermöglichte sie ihm, schriftliche Aufzeichnungen zu machen, welche ohne Zweifel einen ansehnlichen Bruchteil des Pentateuchs ausmachen, und um welcher willen derselbe den Namen der fünf Bücher Mose erhielt.

Unter den Töchtern Israels aus der Zeit des Auszugs ragt nur eine hervor: Moses Schwester **Mirjam**. Seine Frau, die **Zippora**, die nicht einmal seinem Volk entsprossen war, ist eigentlich erst in Folge ganz moderner Dichtungen überhaupt wieder genannt worden. Mose teilt in diesem Stück das Los vieler großer Männer. Unbeansprucht von geistigen Bedürfnissen in der eigenen Häuslichkeit, sollen solche Männer offenbar gänzlich dem großen Ganzen angehören. So ist es denn auch gewiss nicht von ungefähr, dass Mose eine höchst unbedeutende Frau hatte. Seine selbstständige Schwester Mirjam dagegen nahm teils als kräftige Hilfe, teils als heilsames Gegengewicht eine namhafte Stellung neben ihm ein. In ersterer Hinsicht sehen wir sie gleich nach dem Zuge durchs rote Meer mit der Pauke in der Hand den Reigen der Frauen ihres Volkes anführen und hören sie den Lobgesang anstimmen: „Lasst uns dem Herrn singen, denn Er hat eine herrliche Tat getan, Mann und Ross hat Er ins Meer gestürzt“ (2 Mos. 15,20.21). Aus diesem Vorgang bildete sich dann später ein im Alten Testament mehrfach erwähnter regelmäßiger Anteil der Frauen und Jungfrauen aus dem Stamme Levi am Tempeldienst und bei Volksfesten heraus, und es ist Mirjam somit als Begründerin dieses weiblichen Levitentums anzusehen. Um der begeisternden Wirkung willen, die sie in solcher Weise auf das oft sehr gedrückte Volk ausübte, wird sie (2 Mos. 15,20) eine Prophetin genannt und von Micha (6,4) in ehrender Weise neben Mose und Aaron als eine von Gott zur Erlösung des Volkes Gesandte

bezeichnet. Als sie aber einmal auch in anderer Weise Prophetin sein und in törichter Selbstüberschätzung sich gegen Mose auflehnen und ihm gleichstellen wollte, da ließ zwar Gott Solches zu, um seinen treuen Knecht zu prüfen und zu läutern, über sie aber ergrimmte der Zorn des Herrn, und sie ward aussätzig wie Schnee. Welch große Liebe Mose dennoch zu ihr hatte, zeigte seine innige Fürbitte für sie. Und der Umstand, dass das Volk nicht weiter zog, bis die geheilte Mirjam mitreisen konnte, beweist am besten, wie sehr sie geschätzt war (4 Mos. 12).

Das mosaische Gesetz enthält zum Schutz des weiblichen Geschlechtes die schärfsten Strafbestimmungen. In Anlehnung an das fünfte Gebot und in unmittelbarem Anschluss an die zehn Gebote heißt es 2 Mos. 21,15 u. 17: „Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, der soll des Todes sterben“, und „wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben“. Neben der allgemeinen Einschärfung unbedingter Ehrerbietung gegen Vater und Mutter finden wir im ganzen Alten Testament die gehorsame und zärtliche Liebe zur Mutter mit besonderem Nachdruck gefordert. David z. B. weiß, um die Tiefe seiner Betrübniß und die Größe seines Elendes vor Gott zu bringen, in dem Gebet Ps. 35, V. 14 keinen plastischeren Ausdruck als den: „Ich ging traurig, wie Einer der Leid trägt über seine Mutter“; und Hesekiel (22,7) führt unter den ärgsten Gräueln der Vornehmen von Jerusalem mit größter Entrüstung auch den an: „Vater und Mutter verachten sie“. Den modernen Juden aber darf man das Ehrenzeugnis nicht versagen, dass sie in dieser Beziehung noch immer streng nach Gesetz und Propheten leben. Der großmächtigste israelitische Geldfürst unternimmt nichts von irgend welcher Wichtigkeit ohne den Segen seiner Mutter dazu geholt zu haben; die Mutter, und wenn sie das einfältigste Krämerweiblein wäre, sie und nicht die Frau, auch nicht die distinguirteste¹ Fremde führt er zum Ehrenplatz an seinem Tisch und begrüßt sie vor Jedermann beim Kommen und beim Gehen mit unterwürfigem Handkuss. Wenn auch einige Ostentation² dabei ist, was schadet? Vielleicht hat gerade diese Ostentation einen pädagogischen Wert, um die kindliche Ehrerbietung von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Mich wenigstens hat, als ich Solches im Hause eines Nürnberger Handelsherrn zum ersten Mal näher zu beobachten Gelegenheit hatte, beim Gedanken an manche sogenannte christliche Familien tiefe Beschämung ergriffen.

Auch zu Gunsten der Witwen finden sich im mosaischen Gesetz und bei den dasselbe bestätigenden Propheten eine Reihe schöner Bestimmungen. Den Witwen zu ihrem Recht zu verhelfen gilt im ganzen Alten Testament als eine Gott besonders wohlgefällige und auch in den Augen der Gemeinde ehrenvolle Sache, das Gegenteil aber, namentlich das Bedrücken und Auspfänden von Witwen, als entsetzliche Versündigung, welche Gott, der Richter der Witwen, rächen werde. Den Witwen kam auch die Einführung der Leviratehe zu gut. Durch das diesbezügliche Gesetz (5 Mos. 25,5 ff.) verfügte nämlich Mose, dass wenn Einer ohne Kinder sterbe, sein Bruder die Witwe heiraten solle.

Was aber die mosaische Ehegesetzgebung anbetrifft, so wird darin die Frau unverhältnismäßig strenger behandelt als der Mann; jedenfalls wird die Sittenreinheit der Ehefrau aufs Unerbittlichste gefordert. Jedoch wird unleugbar schon im Alten Testament die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau als das Richtige betont und auch im Allgemeinen innegehalten, auch wird der Familie, beziehungsweise dem Besitzer eines in seiner Ehre verletzten Mädchens das Recht eingeräumt, Entschädigung zu fordern.

Manches, was uns Christen und besonders dem christlichen Zartgefühl der Frau höchst anstößig ist, kommt im Alten Testament ohne Rüge davon; doch wird nirgends der Zuchtlosigkeit irgendwie das Wort geredet, und unter den vielen hervorragenden Frauengestalten der ganzen alttestamentlichen Theokratie ist nur eine Einzige, deren guter Ruf mit Recht kann angegriffen werden: jene Buhlerin von Jericho, Namens **Rahab**. Von ihr berichtet das Buch Josua (Kap. 2), dass sie durch die Kunde von den Machttaten Jehovas zur Überzeugung gekommen sei, der Gott Himmels und der Erde habe das Land Kanaan den Israeliten zu eigen gegeben, dass sie diesen Glauben durch ihre Mitwirkung bei der Eroberung betätigt habe und dass sie samt ihrer ganzen Familie zum Lohn dafür bei der Zerstörung Jerichos und der Vertilgung seiner Einwohner verschont worden sei. Das Neue Testament führt sie deswegen wiederholt (Hebr. 11,31 u. Jak. 2,25) als Beispiel dafür an, dass und in wiefern der wahre, durch Werke tätige Glaube eine rettende, seligmachende Kraft besitzen könne.

Aus der bewegten Zeit der Richter ist natürlich vor allen Anderen **Debora** hervorzuheben, welche sich selbst den Ehrennamen der „Mutter in Israel“ verleiht. Sie ist die einzige Frau, die wir als Führerin des Volkes Gottes

aufzutreten sehen. An ihr ist zunächst das der Beachtung wert, dass sie nicht wie die Heldenweiber anderer Nationen, nicht wie die ihr wohl am ehesten vergleichbare Jungfrau von Orléans und Andere eine vestalische Jungfrau³, sondern eine verheiratete Frau war. Auch darf nicht übersehen werden, dass sie sich nicht selbst an die Spitze des israelitischen Heeres stellte, sondern sie berief, nachdem sie durch ihre prophetischen Gaben zum richterlichen Ansehen gelangt war, den Barak als Feldherrn. Erst, als sie sah, dass es diesem an Glaubens-Mut fehle, gegen die gewaltige Heeresmacht des neugekräftigten kanaanitischen Königreichs im gläubigen Vertrauen auf die Hilfe des HERRN auszuziehen, entschloss sie sich den Kriegszug mitzumachen (Richter 4). Als es ihrem geistesmächtigen Anregen, Anfeuern und Anordnen gelungen war, die gegnerische Macht zu Boden zu werfen, da sang sie jenes herrliche Siegeslied (Richter 5), dessen glühender Patriotismus und schwungvolles Pathos noch heute die Bewunderung des einfachsten Volks-Mannes wie der größten Poesie-Kenner ausmachen. Der Gegensatz zwischen den tapferen Frauen und den erbärmlichen Männern jener Tage, welche sich sogar - man denke an Simson - von schönen Weibern der Philister überwinden ließen, dieser Gegensatz wird in der Geschichte der Debora dadurch noch verschärft, dass Debora nicht an Barak oder einem andern israelitischen Helden, sondern an einer nichtisraelitischen Frau Namens **Jael** die beste Hilfe hatte. Diese nämlich lud den kanaanitischen Feldhauptmann Sissera mit listiger Zutraulichkeit ein, in ihrem Zelte Rast zu halten, und schlug ihm dann während des Schlafs mit dem Hammer den Zeltpflock in die Schläfe. Es kommt im weiteren Verlauf des Richterbuches noch eine solche weibliche Figur wie Jael vor: jenes Weib, das Israel von dem Tyrannen Abimelech, dem Sohne und Nachfolger Gideons, befreite, indem es ihm von einem Turm herab die Hälfte eines Mühlsteins auf den Schädel warf (Richter 9,53). Wir spätgeborenen Menschenkinder mögen ob solchen alttestamentlichen Schreckenstaten schaudern, zumal wenn Frauen sie zu tun berufen werden. Allein, wenn wir dann am Ende einer solchen Erzählung Worte lesen von der Inhaltsschwere der Einen Zeile, mit welcher die Geschichte der Debora schließt: „und das Land war stille (hatte Frieden) vierzig Jahre“, so spricht der Erfolg so laut für diese gewaltigen Weiber, dass uns nichts Anderes übrig bleibt, als schweigend zu staunen.

Nicht so schrecklich dagegen, als Luther gemeint hat und als auch noch manche Zeitgenossen glauben annehmen zu müssen, ist die Geschichte von Jephtas Tochter (Richter 11). Da dieselbe auch ihnen vielleicht schon Mühe gemacht hat, so erlauben Sie mir mit einigen Worten darauf einzugehen. Jephta, einer der späteren Richter, hatte im Krieg gegen die Ammoniter das Gelübde getan: „wenn Gott gibt die Söhne Ammons in meine Hand, so wird Alles, was aus den Türen meines Hauses mir entgegenkommt, wenn ich als Sieger heimkehre, Gott angehören, ihm werde ich es darbringen als Opfer“. Jephta siegte; als er aber heimkehrte, wurden ihm nicht, wie gewöhnlich einem solchen Triumphator, die besten Beutestücke in feierlichem Zuge zuerst entgegengebracht, sondern gegen die Sitte der Zeit trat seine eigene Tochter voll Freude, den Vater wiederzusehen, zuerst heraus. „O meine Tochter“, ruft er da, „du hast mich tief gebeugt, du allein bist mein Bedränger; denn ich habe meinen Mund Gott geöffnet, ich kann nicht umkehren“. Und die Tochter ist nicht kleiner als der Vater, sie spricht: „so möge diese Sache mir geschehen, nur lass mich noch auf die Berge wandeln und weinen über meine Jungfrauschaft“. Dies Letztere zeigt deutlich, dass Jephta sie nicht getötet, sondern nur um seines Gelübdes willen zur Ehelosigkeit verurteilt hat. Die Ehelosigkeit aber galt der Tochter Jephtas als einer Tochter ihrer Zeit und ihres Volkes ärger als der Tod.

Sind die Frauengestalten, die wir bisher aus der Zeit der Richter an uns haben vorüberziehen lassen, als Vorbilder heutzutage kaum in entferntester Weise anwendbar, so zeichnet uns dagegen ein besonderes biblisches Buch, das kleine Büchlein Ruth, ein Frauenleben jener Tage, wie wir es uns lieblicher und erbaulicher nicht denken könnten. Übrigens ist in diesem israelitischen Familien-Idyll **Ruth** keineswegs die einzige anmutende weibliche Figur. Darauf hat mich, dass ich es nur gleich gestehe, eine schlichte Baselbieterin⁴ mit köstlicher Naivität hingewiesen. Derselben hatte ich nämlich nicht ohne guten Grund die fromme Ruth als eine exemplarische Schwiegertochter ins Gedächtnis zurückgerufen und sie namentlich auf den bei ihr gerade besonders gut zutreffenden Umstand aufmerksam gemacht, dass die in der Religion, den Sitten und Gebräuchen des Moabiterlandes aufgewachsene Ruth ihre ganze Art, alle Familientraditionen, alle Anschauungen und Angewohnungen, der Schwiegermutter zu lieb aufgegeben und sich derselben in allen Teilen angepasst habe, so dass in Bethlehem nichts, aber auch gar nichts mehr von

ihrem moabitischen Wesen sei zu bemerken gewesen. Darauf erhielt ich die kurze Antwort: „sälli Schwieger isch aber au derno gsi, Herr Pfarrer!“ Und in der Tat, **Naemi** war eine Schwiegermutter, die es der Ruth leicht machte, ihr zu folgen. Vor Allem war sie eine verständige Frau, die der Jugendlichkeit ihrer Schwiegertöchter Rechnung trug und ihnen kein Joch auflegen wollte. Als Arpa daraufhin von dannen ging und zu ihren väterlichen Hütten zurückkehrte, zeigte sich Naemi auch als eine wohlwollende Frau; sie zürnte der Heimkehrenden nicht, sondern ließ sie unbescholten ziehen. Was aber das Wichtigste ist, Naemi war eine fromme Frau, sie hatte einen Gott, und Ruth war offenbar im Verkehr mit ihr inne geworden, dass Naemi ihren Jehova nicht nur auf dem Heimatschein, sondern im Herzen trug. Und darum hat meine gescheite Baselbieterin Recht gehabt, als sie der ehrwürdigen Naemi ein Kränzlein wand; denn einer verständigen, wohlwollenden und frommen Schwiegermutter ist leichter gehorchen als einer eigensinnigen und arglistigen Rebekka, die eben an dem Missverhältnis mit den zwei Hethiterinnen auch wird schuld gewesen sein. Immerhin wird Naemi von der allgemeinen Regel keine Ausnahme gemacht und auch ihre „Mucken“ gehabt haben; und es bleibt das Lob der selbstverleugnenden, gehorsamen und dienstfertigen Ruth somit ungeschmälert. Bis ins Kleine und Kleinste richtet sie sich nach den Wünschen der Schwieger und nicht nur ihr, sondern ihrem ganzen Volk bis hinab zu den Schnittern, welche bei Boas im Taglohn arbeiteten, sucht sie sich angenehm zu machen. Und auch als sie sich mit genauer Befolgung der schwiegermütterlichen Vorschriften dem Boas auf eine, nach unsern heutigen, etwas gespannten Begriffen, unweibliche Art näherte und sich ihm zur Ehe anbot, tat sie es nur mit Hinweisung auf die mit den obenerwähnten Bestimmungen der Leviratsehe zusammenhängende damalige Sitte, ohne Prüderie, aber auch ohne die Grenzen der Zucht irgendwie zu überschreiten. Freilich ist auch Boas ein Muster von Zartgefühl, von Takt und weltmännischer Lebensart. Das sind die Urgroßeltern Davids. Kein Wunder, dass aus solch wahrhaft edlem Stammbaum ein Hirtenknabe wie er hervorgewachsen ist!

Davids geistlicher Vater aber, der reichgesegnete Samuel, bei dessen Tode Niemand in Israel sich dem Eindruck verschließen konnte, er sei ein großer Prophet gewesen, stand auf dem nämlichen festen Grund, auf dem so viele Säulen des Tempels Gottes ältester und neuester Zeit aufgebaut sind: auf den Gebeten einer frommen Mutter. Saul dagegen, auf welchen man das

englische Sprichwort last not least in umgekehrter Weise anwenden kann, der erste und doch mitnichten der beste König in Israel, nahm seine letzte Zuflucht zu einer jener Mephistonaturen, die in weiblicher Gestalt doppelt garstig sind, trotzdem aber nicht aussterben wollen, weder in Höhlen wie jene zu Endor, noch in den Prunkgemächern der Spiritistenklubs. Auch Sauls Tochter war ein zweifelhafter Siegespreis für den jugendlichen Helden, auf den die Weiber in allen Städten Israels das Triumphlied von dem Überwinder der Zehntausend sangen. **Michal** war keiner tieferen Empfindung fähig. Dass ihre anfängliche Verliebtheit in David von ferne nicht wahre Liebe war, beweist der Umstand, dass sie das Schicksal der Verbannung nicht mit ihm teilen wollte und gleich nach seiner Flucht einen Andern heiratete. Man kann es nur bedauern, dass David sie nach seiner Erhebung auf den Thron, diesem, der sie so gern behalten hätte, nicht gelassen hat. Sie hatte für sein Bestes, die kindliche Freude an seinem Gott, nicht das mindeste Verständnis; aus einfältigem Stolz verbitterte sie ihm einen der erhebensten Augenblicke seines Lebens, die Heimkehr mit der Bundeslade, durch frivolen Spott. David hatte überhaupt mit den Frauen kein Glück; die verhältnismäßig beste unter seinen vielen Gattinnen war **Abigail**, der nicht nur außerordentliche Schönheit und seltene Klugheit, sondern namentlich die Krone der weiblichen Tugenden, eine große Aufopferungsfähigkeit, nachgerühmt wird. Der traurige Roman mit **Bathseba** zeigt uns übrigens deutlich genug, dass David an allem Jammer, den er in seiner eigenen Familie erleben musste, selbst schuld war. So sehr er übrigens der orientalischen Schwachheit für schöne Frauen huldigte bis in sein hohes Alter, ja bis zu seinem Sterbebett, an das er noch eine sunamitische Schönheit namens **Abisag** berief, so blieb David doch stets nicht nur der männlich tapfere Kriegsheld, sondern der gottesfürchtige und aufrichtig fromme Mann. Der prachtliebende Salomo dagegen brachte in Israel den gegen alles Andere, auch gegen Gottes Gebot blinden Kultus der weiblichen Schönheit in Schwang und stieg bekanntlich, besonders in vorgerückten Jahren, in dieser Beziehung noch viel mehr als sein Vater auf die Stufe eines gewöhnlichen morgenländischen Fürsten hinab. Beide, David und Salomo, waren im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Lauf der Welt in ihrer Jugend entschiedenere Gottesmänner als in ihrem das Sprichwort bestätigenden Alter. Auch das Beste und Kraftvollste, was an poetischen Erzeugnissen von ihnen in der Bibel überliefert ist, stammt offenbar aus ihren früheren Tagen.

In Hinsicht auf Frauenliebe und Frauenleben war bekanntlich das Zeitalter Salomos dichterisch besonders fruchtbar, zum Teil ein Beweis, wie die Menschen ihrem eigenen Leben zum Trotz die besten Einsichten haben können, zum Teil offenbar hervorgerufen durch den Gegensatz der Wirklichkeit und durch das Gefühl der Leere, das jeder bloß sinnliche Genuss zurücklässt. Doch liegt, wie gesagt, die Annahme sehr nahe, dass die Sprüche und das hohe Lied aus Salomos besserer Zeit stammen, jene mit ihren scharfen Sentenzen gegen schöne Frauen ohne Zucht und mit dem klassischen Lob eines tugendhaften Weibes, dieses das schönste und zarteste Minnelied aller Völker und aller Zeiten. Hoffentlich hat auch der vortreffliche Aufsatz unseres Herrn Prof. von Orelli, der Ihnen leider (weil in Herzogs theol. Encyklop. VI. 245 ff.) nicht zugänglich ist, etwas dazu beigetragen, dass der alte orthodoxe Wahn bald gänzlich verschwindet, als ob man das Lied der Lieder, um sein Dasein in der Bibel zu rechtfertigen, mit erkünstelter Allegorie auf Christum und die Gemeinde anwenden müsse. In dem hohen Lied wird kein Anderer als Salomo besungen, wie er eine reinere und heiligere Liebe sucht, als er sie in seinem Hofstaat fand und wie er eben deshalb sich herablässt, eine schlichte Tochter aus dem Volk, die **Sulamith**, zur höchsten Ehre zu erheben, weil sie ihm die weibliche Liebe in vollkommener Reinheit bietet. „Es ist“, sagt Orelli, „die bräutliche Liebe mit ihrem Sehnen und Hoffen, ihrem Suchen und Finden, ihren Enttäuschungen und Überraschungen, mit ihrer seligen Hingebung und Selbstentsagung, die keusche Minne, welche als Gottesflamme nichts Unreines an sich duldet und durch ihre Macht alle Kluft der Erde überwindet, was uns hier dargestellt wird. Dieser Gegenstand ist an sich der Bibel durchaus nicht unwürdig, zumal der Gegensatz zur bloß sinnlichen unechten Liebe (6,8 f.; 8,8 f.) dem Gedicht eine sittliche Wirkung sichert.“

Leider waren diese edleren Regungen der salomonischen Zeit nur das letzte Aufflackern vor dem gänzlichen Erlöschen. Die späteren Blätter der israelitischen Geschichte bringen neben den Schreckensgestalten von Königinnen wie Isebel und Athalia, nur noch sehr vereinzelte liebliche Bilder weiblichen Lebens: die frommen Frauen, mit denen Elias und Elisa verkehrten, das gottesfürchtige, israelitische Mägdlein im Hause des Naeman, die ernste Prophetin Hulda. Kein Wunder, dass in den Propheten wenig Aufhebens von den Frauen gemacht wird, und dass namentlich Jesaja, abgesehen von der ergreifenden Frage (49,15) „kann auch ein Weib ihres Kindlein vergessen?“ nicht gut auf die Frauen zu sprechen ist. Die

ausführliche Schilderung, die er Kap. 3 von dem übertriebenen Luxus der Töchter Zions entwirft, hat für uns insofern etwas Tröstliches, als wir sagen können: es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Dasjenige Buch, das den Übergang zwischen Kanon und Apokryphen bildet, das Buch Esther, lehrt uns nach langer Unterbrechung wieder eine hochgestellte Frau kennen, welche andere Interessen hat als die der Üppigkeit. Schon der Mut, mit welchem **Esther** der höfischen Etikette Trotz bietet, erhebt sie zum Rang einer seltenen Frau. Ohne auf ihre eigene Sicherheit Rücksicht zu nehmen, wagt sie es, sich offen zu ihren schon dem Untergang geweihten Volksgenossen zu stellen und den Kampf mit dem allmächtigen Minister aufzunehmen, was Alles in Anbetracht der Abgeschlossenheit eines orientalischen Fürstenharems doppelt rühmlich ist. Israel hat ihr denn auch ihre Befreiungstat nicht vergessen.

Was schließlich die Frauengestalten der Apokryphen anbetrifft, so erinnert die Erzählung von der tapferen **Judith**, welche den Holofernes meuchlings enthauptete, in fast auffälliger Weise an die ähnliche blutige Episode aus der Richterzeit. Anmutend sind die beiden Frauen aus der Familie des Tobias: die fleißige **Hanna**, die ihren blinden Mann mit Spinnen ernährte, und die gottesfürchtige **Sara**, die ihr Vertrauen unentwegt auf den HERRn setzte und zum Lohn dafür von ihrer Schmach erlöst wurde. Mit Befriedigung lesen wir auch, wie die hart angefochtene Unschuld der **Susanna** um ihres standhaften Glaubens willen an den Tag kommt.

Auch ein leuchtendes Vorbild hehren Märtyrertums ist in den Apokryphen enthalten: jene Mutter mit ihren sieben Söhnen, von denen uns das zweite Makkabäerbuch (Kap. 7) erzählt. Dass die glaubensstarke Mutter mit ihren sieben Knaben gerade deshalb so qualvoll sterben muss, weil sie das Speisegebot des mosaischen Gesetzes nicht übertreten und kein Schweinefleisch essen wollte, berührt uns dagegen fast komisch.

In dem viel zu wenig gelesenen Buche Sirach endlich, das den salomonischen Sprüchen an markiger Kraft nicht immer gleichkommt, dennoch aber durchgängig und in oft überraschend treffender Weise praktische Lebensweisheit darbietet, wird die Frau durchaus nicht vergessen und besonders bösen Weibern übel mitgespielt. In den kanonischen Büchern des Alten Testaments ist die böse Sieben des guten Hiob die einzige Repräsentantin dieser Gattung. Dass sie ihm blieb, als Gott ihm sonst Alles

nahm, war gewiss nicht sein kleinstes Leiden. Erklärt doch der tapfere Siracide⁵, er wolle lieber bei Löwen und Drachen wohnen als bei einem zänkischen Weib; „wenn die böse wird, so verstellt sie ihre Gebärde und wird so scheußlich wie ein Sack. Ihr Mann muss sich ihrer schämen, und wenn man es ihm vorwirft, so tut es ihm im Herzen weh. Ale Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit; es geschehe ihr, was den Gottlosen geschieht. Ein schwatzhaftes Weib ist einem stillen Mann, wie ein sandiger Weg aufwärts einem alten Mann. Lass dich nicht betrügen, dass sie schön ist und begehre ihrer nicht darum“ (25,22-27). So wird am Schluss des Alten Testaments noch einmal und zwar mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit Zeugnis abgelegt gegen die bloß äußerliche Anschauungsweise, welche die alten Väter von Israel den Frauen entgegenbrachten, gegen das einseitige Hervorheben der weiblichen Schönheit, das uns bei den Büchern des alten Bundes oft etwas zurückstößt, das aber eben zu der niedrigeren Stufe desselben gehört.

II. Die Frauen im Leben Jesu.

„Selig sind eure Augen, dass sie sehen, und eure Ohren, dass sie hören. Wahrlich, ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte haben begehrt zu sehen, das ihr seht, und haben es nicht gesehen, und zu hören, das ihr hört, und haben es nicht gehört“ (Matth. 13,16 und 17): so redet unser Herr und Heiland selbst von seinen Zeitgenossen und weist damit namentlich seiner näheren Umgebung und also auch den Frauen derselben eine bedeutungsvolle Stellung an. Wie aus dem Zusammenhang (V. 18) hervorgeht, so ist jene Seligpreisung aufzufassen als eine ernste Mahnung an seine Jünger und Jüngerinnen, mit sehenden Augen und hörenden Ohren auch wirklich zu sehen und zu hören. Jesus will sie zu einem mehr als bloß äußerlichen Anschauen und Anhören, zu einem eigentlichen Einsehen und innerlichen Erfassen seiner selbst, seines Wandels und seiner Lehre anregen, indem er ihnen zu Gemüte führt: was ihr jetzt als Augen- und Ohrenzeugen miterlebt, das zu sehen und zu hören ist der höchste Wunsch und das tiefste Sehnen der geistreichsten und frömmsten Männer und Frauen der Vergangenheit gewesen. Allein, nicht genug, in solcher Weise den Genossen seines Lebens im Vergleich zu den bedeutendsten Menschen der Vergangenheit einen bevorzugten Rang eingeräumt zu haben, weissagt er seinen eigentlichen Anhängern auch für die fernste Zukunft geradezu bleibenden Ruhm. Und zwar ist das bezügliche Verheißungswort, wie Sie wohl wissen, gerade im Blick auf eine Frau aus Jesu Mund hervorgegangen. Die opferfreudige **Maria** von Bethanien war es, deren sinniges Verständnis für seine Situation ihm das große Wort entlockte: „Wahrlich, ich sage euch: wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird auch von dem, was diese getan hat, geredet werden zu ihrem Gedächtnis“ (Mark. 14,9).

Jesus Christus ragt auch in der Hinsicht über alle anderen Berühmtheiten weit hinaus, dass er seine Umgebung nicht despotisch bei Seite geschoben und selbstgefällig verdunkelt, sondern im Gegenteil zur Mitwirkung an seiner großen Lebensaufgabe herbeigezogen und nach Maßgabe ihrer Treue sogar öffentlich anerkannt hat. Dies gilt namentlich auch von den Frauen, die ihm nahe standen, von seiner Mutter und seinen Jüngerinnen, die er mit rücksichtsvollem Zartsinn behandelte. Dabei ist aber Eines wohl zu beachten: wo immer Jesus Frauen ans Licht gezogen, belobt, bevorzugt und in Schutz genommen hat, da geschah es doch nie wegen ihrer äußeren Beziehungen zu ihm, sondern nur wegen ihrer völligen Hingebung an

seines Vaters Willen. Es war dem Franzosen Renan vorbehalten, den Verkehr Jesu mit seinen Jüngerinnen, zwar nicht geradezu frivol, aber doch sehr romanhaft so darzustellen, als ob Jesus sie um äußerer Vorzüge willen in seinen Kreis gezogen hätte. Trefflich erklärt ein anderer Franzose, Mr. de Pressensé (Jésus-Christ p. 448), es sei unnötig, Jesum gegen solchen Verdacht in Schutz zu nehmen: „La justification à elle seule serait déjà une impiété.“ Zwar erwähnt das Evangelium (Luk. 8,3), dass **Johanna**, die Gattin des vornehmen herodianischen Beamten Chusa, ferner **Susanna** und noch andere wohlhabende Frauen ihm Handreichung getan von ihrer Habe und es ihm so ermöglicht hätten, gänzlich seinem prophetischen Beruf zu leben, ohne weiter in der Wertstätte Josephs arbeiten zu müssen. Allein zunächst wird an jenen galiläischen Weibern nicht diese Fürsorge für Jesu Lebensunterhalt, sondern das rühmlich hervorgehoben, dass sie ihm nachfolgten durch Städte und Märkte, um seiner Verkündigung des Evangeliums vom Reiche Gottes zu lauschen (Luk. 8,1), und dass sie ihm mit Überwindung der natürlichen weiblichen Zaghaftigkeit auch dann treu blieben, als die große Katastrophe hereinbrach, und starke Männer Mut und Zuversicht verloren (Luk. 24,10). Das Beispiel der **Martha** zeigt uns deutlich, wie wenig Wert in Jesu Augen der bloße äußere Dienst selbst dann hatte, wenn er viel Sorge und Mühe in sich schloss (Luk. 10,41). Und als ein Weib aus dem Volk, hingerissen von einem Ihnen allen gewiss sehr verständlichen Enthusiasmus, um Jesu willen auch für seine Mutter zu schwärmen anfang und jenen bekannten, pathetischen Ausruf tat (Luk. 11,27), da ließ es der HErr an dem nötigen „Dämpfer“ nicht fehlen und wies der Begeisterung den richtigen Weg mit den nüchternen Worten: „Ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“ (Luk. 11,28). Trotzdem hat aber jenes Weib, eben weil seine Art eine volkstümliche, dem ans Äußerliche sich haltenden, natürlichen Menschenwesen sympathische war, in der Folgezeit unzählige Gesinnungsgenossen erhalten, und es ist besonders die römisch-katholische Kirche, welche bis auf diesen Tag den dort vom HErrn verurteilten Marienkultus hegt und pflegt und sich damit, wie sie es auch beabsichtigt, namentlich beim weiblichen Geschlecht einschmeichelt und populär macht.

Während sich die Apostel und ihre Schüler, wie wir nachher aus der Betrachtung der evangelischen Berichte deutlich sehen werden, in dieser Beziehung durchaus nüchtern verhielten, finden wir schon am Ende des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung die Tendenz, die Mutter

Jesu ihrem Sohne gleichzustellen und ihr einen wesentlichen Anteil an dem Erlösungswerk zuzuschreiben. Es entstanden apokryphische Evangelien mit genauen Details über die ganze Lebensgeschichte der **Maria**, meist solchen, die den einzelnen Begebenheiten des Lebens Jesu in greifbarster Weise nachgedichtet sind. Dieselben haben namentlich insofern ein allgemeineres Interesse, weil sie von den hervorragendsten Künstlern des Mittelalters und der Renaissance zum Gegenstande von teilweise mit Recht berühmten Darstellungen gemacht worden sind.⁶

Der Gang der vielfach illustrierten Erzählung ist kurz folgender: Marias in den Evangelien ebenfalls nicht genannter Vater Joachim will im Tempel zu Jerusalem ein Opfer darbringen, wird aber vom Hohenpriester zurückgewiesen, weil seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet sei. Traurig ob dieser Schmach wagt der Abgewiesene nicht in sein Haus zurückzukehren, sondern geht hinaus in die Einöde zu seinen Hirten und Herden. Während er hier einsam trauert, lebt Anna, seine Frau, zu Hause in großer Sorge um ihn, da sie nicht weiß, wo sie ihn suchen soll. Doch nach einigen Monaten wird beiden an ihrem Ort die Erscheinung eines Engels zu Teil, der ihnen die Geburt der Maria verheißt und sie auffordert, zum goldenen Tor beim Tempel zu gehen, wo sie sich begegnen werden. Dies geschieht, und bald darauf wird Maria geboren. Durch ein Gelübde der Eltern dem Dienst des Tempels geweiht, wird sie als dreijähriges, aber frühreifes Kind feierlich dem Hohenpriester übergeben und ersteigt bei diesem Anlass, zu Jedermanns Erstaunen, ganz allein die fünfzehn hohen Stufen, welche zum Tempel hinaufführen. Im Tempel wächst sie heran, einer Taube gleich, und empfängt ihre Speise aus Engels Hand. Bis zu ihrer Verheiratung mit Joseph beschäftigt sie sich nebst sechs andern Jungfrauen mit dem Weben eines neuen Tempelvorhangs. Bei dieser Arbeit empfängt sie den englischen Gruß. So weit hat diese apokryphische Lebensgeschichte der Maria den Charakter einer ziemlich harmlosen Sagendichtung. Der weitere Verlauf der Legende dagegen ist unverkennbar aus der in weit bedenklicherer Weise von dem Heidentum herübergenommenen Tendenz hervorgegangen, Maria zu einer Göttin mit den besten Attributen aller olympischen Frauen herauszustaffieren. Da in den Evangelien von Geschwistern Jesu die Rede ist, Maria aber durchaus den Nimbus ewiger Jungfräulichkeit erhalten sollte, so wurde folgende Heiratsgeschichte erfunden: Marias Vetter, der Priester Zacharias, erhält von einem Engel den Befehl, sämtliche Witwer

Jerusalems zusammenzurufen und ihre Stäbe im Tempel zu weihen. Er tut dies, und siehe da - aus dem Stab des greisen Zimmermanns Joseph fliegt eine Taube hervor und setzt sich diesem aufs Haupt, zum Zeichen, dass er es sei, unter dessen frommem Schutz der Sohn Gottes geboren werden und aufwachsen solle. Auch den Schluss der Legende bilden eine Reihe von Wundern, und zuletzt wird berichtet, Maria sei wie ihr Sohn nach drei Tagen auferstanden und gen Himmel gefahren. Als der mithin von seinem Unglauben immer noch nicht geheilte Thomas ihre Gruft geöffnet habe, sei dieselbe mit duftenden Rosen angefüllt gewesen.

Zwar fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, welche gegen diesen Unfug, von den ich immerhin hier aus Rücksicht auf Ihr Zartgefühl verhältnismäßig nur sehr Weniges mitgeteilt habe, Einsprache erhoben. Allein dieselben wurden am Schlusse des vierten Jahrhunderts von der Gesamtkirche unter dem Namen der Antidikomarianiten⁷, d. h. derjenigen, welche der Maria die schuldige Ehrerbietung versagen, als Ketzer gebrandmarkt. Und am Anfang des fünften Jahrhunderts erledigte das Konzil von Ephesus, 431, bei Weihrauchduft und Fackelschein, die unter den Theologen jener Zeit entstandene Streitfrage, ob Maria bloß Christumutter oder Gottesmutter zu nennen sei, im Sinne der letzteren Ansicht. Auf die Verhandlungen, welche dieser Entscheidung vorangingen, ist man versucht, ein treffendes Witzwort des seligen Dr. Luther anzuwenden. Als dieser nämlich einst gefragt wurde, was denn der liebe Gott vor Erschaffung der Welt getan habe, gab er die kurze Antwort: „er saß in einem Birkenwäldchen und schnitt Ruten für Leute, die unnütze Fragen tun.“ Im späteren Mittelalter wiederholte sich der theologische Skandal noch mehrere Male, und es erhitzte die Gemüter namentlich die Frage, ob auch Maria gleich ihrem Sohn auf übernatürliche Weise entstanden sei. Zwar wurde die heikle Frage hier zu Basel, was unserer Stadt in den Augen der Römlinge jedenfalls zu großer Ehre gereicht, von der berühmten Kirchenversammlung am 17. September 1439 dadurch entschieden, dass die Väter des Konzils die Blasphemie von Marias vollkommener Sündlosigkeit dekretierten⁸; allein dieser Entscheid wurde später wieder angefochten, und erst in unseren Tagen, am 8. Dezember 1854, machte der glühende Verehrer der Jungfrau Maria, Papst Pius IX., allen Zweifeln der katholischen Christenheit ein Ende, indem er die abgöttische Lehre zum ewig gültigen Glaubenssatz erhob.

Inzwischen hatte aber die kirchliche Sitte der langsam fortschreitenden theologischen Entwicklung längst vorgegriffen, Maria zur Himmelskönigin erhoben und die ihr zu Ehren eingeführten Feste immer mehr auf die gleiche Stufe mit den Gedächtnistagen der großen evangelischen Heilstatsachen gestellt. Schon zu den Zeiten der Kreuzzüge feierte die Kirche mit größtem Pomp alle Stationen des durch die Legende so sehr bereicherten Lebens, nämlich: Mariä Empfängnis, Mariä Geburt, Mariä Opferung, Mariä Verkündigung, Mariä Heimsuchung, Maria Reinigung, Mariä Schmerzen und Mariä Himmelfahrt⁹.

Die Unsitte, Maria um ihre Fürbitte anzurufen, wurde natürlich durch die gewaltige Aufregung, in welche die Kreuzzüge die ganze Christenheit versetzten, sehr begünstigt. Hat doch einer der edelsten Geister jener Tage, der Abt Bernhard von Clairvaux, erklärt, wer sich durch Christi hohe Majestät eingeschüchtert fühle, der solle getrost zur Jungfrau Maria beten; dann werde er sicher erhört; denn Maria nehme bei ihrem Sohne die gleiche hohepriesterliche Stellung ein, wie dieser beim Vater. Aus der Zeit der Kreuzzüge stammt auch der Gebrauch des Rosenkranzes. Nach dem bei den Mohammedanern gefundenen Vorbild der Gebetsschnüre verfertigten sich die Kreuzfahrer ähnliche, um mit deren Hilfe täglich eine gewisse Anzahl andächtiger Gebete als duftenden Rosengarten der Mutter Gottes zu weihen. Der regelrechte Rosenkranz, der noch jetzt von jedem echten Katholiken täglich zweimal absolviert wird, nämlich bei der Frühglocke und zur Vesperzeit, besteht aus 165 Perlen, fünfzehn großen für das Unservater und dazwischen jedesmal zehn, also im Ganzen 150 kleinen für das Ave Maria. Dieses bei den Katholiken weitaus populärste Gebet ist eine Erweiterung des sogenannten englischen Grußes (Luk. 1, 28) und der Worte, mit denen Elisabeth die Maria bei sich bewillkommte (Luk. 1, 42), und lautet in seiner vollständigen Form: „Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui Jesus Christus; Sancta Maria, Dei genitrix, ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis, Amen.“ Zu deutsch: „Sei begrüßt, Maria, Du Holdselige, der HErr ist mit Dir; gebenedeit, d. h. gesegnet bist Du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus Christus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unsres Todes, Amen.“

So wurde Maria durch kirchliche Lehre und kirchliche Sitte immer mehr zwischen den Herrn und seine Gemeinde hineingeschoben. Dem gemeinen Mann ward sie zur „Gnadenmutter“, zur Henne, unter deren Fittige er in aller leiblichen und geistlichen Not zutrauensvoll sich flüchtete.

Zartbesaitete Romantiker und empfindsame Seelen aber weihten „der lieben Frau“. einen förmlichen Minnedienst, um nicht zu sagen Venuskult.

Wilhelm Grimm, einer der beiden berühmten Erforscher der deutschen Literatur, braucht in einem seiner Werke sechzehn Druckseiten, um alle die süßen Liebesnamen und überschwänglichen Ehrentitel aufzuzählen, welche nur die deutschen Dichter ihr beilegen. Auch die Franzosen ließen es ihrer *notre dame* an devotester Huldigung nicht fehlen. Und wie vollends die sämtlichen bildenden Künste aller Nationen, vom früheren Mittelalter bis zur Gegenwart, diesem Marien-Kultus der katholischen Kirche Vorschub geleistet haben, das weiß Jedermann.

In den rußigen Spelunken des inneren Sizilien fand ich zwar weder Teller noch Löffel, wohl aber überall eine Madonna mit dem ewigen Licht, dem schönen Symbol immerwährender Andacht, und unsere Urkantöner bauen keine Sennhütte ohne den Talisman eines - und oft was für eines - Muttergottesbildes anzubringen. Aber schätzen denn nicht auch wir uns glücklich im Besitz der Nachbildungen von Meisterwerken, wie Rafaels Sixtina, Holbeins Madonna, Michel Angelos Pietà? Gewiss! und zwar ohne im Geringsten unser protestantisches Bewusstsein zu verleugnen; denn der Missbrauch hebt den guten Gebrauch nicht auf. So wenig wir evangelische Christen die Mutter Jesu als Himmelskönigin verherrlichen und ihr eine Verehrung zollen, welche den Heiland verkürzt in seiner einzigartigen hohepriesterlichen Würde, in seinem heiligen und wahrlich wohlerworbenen Recht, der Eine Mittler zu sein zwischen Gott und den Menschen, so wenig entziehen wir uns der Christenpflicht, welche die Überlieferung der evangelischen Geschichte uns auferlegt, die Maria zu preisen als die Gebenedeite unter den Weibern, als die Krone ihres Geschlechtes; und so laut wir gegen den vielgestaltigen Missbrauch der römischen Kirche mit unseren in Gott ruhenden Reformatoren protestieren, so laut stimmen wir ein in das Bekenntnis der Väter und Begründer unserer evangelischen Kirchen. Diese haben sich über den wahren Dienst der Heiligen zu Augsburg vor Kaiser Karl V. also ausgesprochen: „Der Heiligen soll man gedenken, auf dass wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist, dazu,

dass man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein Jeder nach seinem Beruf, gleichwie Ew. Kaiserliche Majestät seliglich und göttlich dem Exempel Davids folgen mag.“ Und nicht weniger schön und richtig lautet das Bekenntnis der reformirten Kirche in der helvetischen Konfession: „Wir lieben die Heiligen als Brüder, auch ehren wir sie, doch nicht mit göttlicher Ehre, sondern mit Hochachtung und verdientem Lob. Wir folgen ihnen nach und wünschen nichts sehnlicher, als ihres Glaubens und ihrer Tugend Nachfolger zu sein, damit wir auch als Mitgenossen der ewigen Seligkeit samt ihnen bei Gott sein und uns mit ihnen in Christo freuen mögen.“

Wenn wir mit solch echt evangelischer Absicht die einzelnen aus dem Rahmen des Neuen Testamentes hervorragenden Frauengestalten näher ins Auge fassen, so fällt unser Blick allerdings in erster Linie auf **Maria von Nazareth**, die gewürdigt wurde, von der Kraft des Höchsten überschattet, die Mutter des allein Heiligen unter den Menschenfindern, des Sohnes Gottes, zu werden. Aber weit davon entfernt, sie vor uns hinzustellen im Heiligenschein eines unerreichbaren Ideals, an dem sich bloß die Phantasie erfreuen könnte, zeigt uns die heilige Schrift in ihr eine demütige Magd Gottes und bringt die herrlichsten wie die schwächsten Stunden ihres Lebens, nicht für die Einbildungskraft, sondern für die Willenskraft anregend und erbaulich zur Darstellung. Die Art und Weise, wie die in den Geboten und Verheißungen Israels aufgewachsene und mit denselben wohlvertraute Jungfrau die Botschaft des Engels entgegennimmt und dann mit überströmenden Lippen ihrer Verwandten, der frommen Aaronitin **Elisabeth** in dem schönen „Lobgesang“ (Luk. 1,46-55) mitteilt, ist ein herrlicher Beleg zu dem Worte: „Den Demütigen gibt Gott Gnade.“ Dass Maria von David abstammt, lässt sich aus dem Neuen Testament nicht mit Sicherheit schließen; doch macht die Verschiedenheit der beiden Stammtafeln (Matth. 1 u. Luk. 3) es sehr wahrscheinlich. Jedenfalls war Joseph ein Nachkomme des israelitischen Königshauses und in Folge dieses Umstandes mussten die jungen Eheleute zur Volkszählung nach Bethlehem reisen. Dort begann Maria ihre Laufbahn als mater dolorosa, als schmerzensreiche Mutter.

Wäre sie einigermaßen bemittelt gewesen, der bethlehemitische Herbergsvater würde gewiss auch das Unmögliche möglich gemacht und ihr gegen entsprechende Bezahlung ein menschenwürdiges Unterkommen bereitet haben. Wie aber noch heute die reichen Bauern den armen

Übernachter in den Stall weisen, so geschah es auch dort. Freilich sorgte Gott dafür, dass dieser ärmsten Mutter auch in ihrem armseligen Stallwinkel das Bewusstsein, das reichste Mutterglück zu besitzen, nicht verloren gehe: er sandte ihr die heimeligen Hirten, deren einfacher Bericht ihr Herz tief bewegte (Luk. 2,19), und die fremdländischen Weisen (Matth. 2), deren Huldigungen ihr die Berechtigung königlichen Mutterstolzes als inneren Gegenwert der äußeren Bettelhaftigkeit in Erinnerung rufen sollten. Freilich wurde ihr dann von Simeon bei der Darstellung Jesu geweissagt, dass sie noch lange nicht am Ende ihres dornenreichen Weges angelangt sei, und auf der mühevollen Flucht nach Ägypten hatte sie alsobald reichlich Gelegenheit, sich mit der Wahrheit jenes Wortes vertraut zu machen: „und es wird ein Schwert durch deine Seele gehen“ (Luk. 2,35). Als eine uneigentliche Märtyrerin wird uns aber Maria, nach Dr. Luthers treffendem Ausdruck, in der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus vorgestellt; jede Mutter kann Ihnen erklären, was Alles in den kurzen Worten enthalten ist: „Mit Schmerzen habe ich dich gesucht“ (Luk. 2,48). Doch wird uns auch hier berichtet, wie Maria für diese tiefe Seelenangst wiederum entschädigt worden ist durch die für das Mutterherz doppelt hohe Befriedigung: „und Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen“ (Luk. 2,52). Gott schickt wohl Kreuze, aber er schickt immer auch einen Joseph von Arimathia, der tragen hilft.

Im Laufe der Jahre musste Maria die schmerzliche Erfahrung jeder Mutter, zumal jeder Knabenmutter machen: der Sohn entwächst ihr; und da jener Sohn noch in einem ganz andern Maßstab wuchs und sich entwickelte als andere Söhne, so musste auch Maria ungleich empfindlicher von diesem Wachstum berührt werden als gewöhnliche Mütter. Für sie galt es nicht nur, den natürlichen Konservativismus der Mutterliebe zu überwinden, die das Kind in beständiger Abhängigkeit erhalten möchte; ihr bereitete auch der weitere, bei der Mehrzahl des weiblichen Geschlechts ebenfalls noch heute bemerkbare politische und religiöse Konservativismus im Verhältnis zu dem herangereiften Sohn viele und schwere Kämpfe. Als Kind ihrer Zeit teilte sie das Vorurteil derselben in Beziehung auf die messianischen Erwartungen, und das Reich, das der Knecht Jehovas aufrichten sollte, sie konnte es sich nicht anders denken, denn als Weltreich mit äußerlichen Gebärden: gewaltigem Machtaufwand und staunenerregenden Wundern.

Dass diese nationale Befangenheit es war, welche das ganze Verhalten der Maria gegenüber von Jesu öffentlichem Wirken bestimmt hat, zeigt am Besten das durchaus gleiche Benehmen ihrer Schwester **Salome**. Es kann nämlich, wenn man die evangelischen Berichte (Matth. 27,56; Mark. 15,46 u. Joh. 19,25) mit einander vergleicht, keinem Zweifel mehr unterliegen, dass Salome, die Gattin des Zebedäus, die Schwester der Maria war. Im Vertrauen auf diese nahe Verwandtschaft, welche die anmutende natürliche Grundlage der Beziehungen Jesu zu den Söhnen Zebedäi und seines besonders innigen Verhältnisses zu Johannes bildete, trat Salome ungescheut mit ihrem mütterlichen Egoismus und ihren messianischen Machthoffnungen hervor und bat den HERRN (Matth. 20,20 u. 21): „Lass diese meine zwei Söhne sitzen in deinem Reich, Einen zu deiner Rechten, den Andern zu deiner Linken.“ Aber Jesus antwortete und sprach: „ihr wisst nicht, was ihr bittet“; d. h. mit andern Worten: würdet ihr die Bedeutung meiner göttlichen Mission verstehen, ihr könntet nicht solch selbstische Wünsche tun. Übrigens geht aus dem Umstand, dass Jesus sich mit seiner Antwort nicht an die Mutter, sondern direkt an die Söhne wendet, ziemlich deutlich hervor, dass Salome bei dieser Gelegenheit zu einem guten Teil auch als die „gute Mutter“ aufzufassen ist, welche sich von den Söhnen als exponierten Vorposten und rührende Bittstellerin gebrauchen lässt; eine dem selbstlosen Mutterherzen von Söhnen und Töchtern nicht selten zugemutete Rolle! Salome ist wohl auch die äußere Veranlassung gewesen, um derentwillen Jesus mit seiner Mutter von Nazareth nach Kapernaum übersiedelte (Matth. 4,13). Als Joseph, offenbar vor dem dreißigsten Lebensjahr Jesu, gestorben war, da war es für Maria das Natürlichste, den Wohnort ihrer Schwester, die an den kapernaitischen Fischer Zebedäus verheiratet war, und wohl auch das Haus dieses Letzteren zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt zu wählen und von Kapernaum aus den Sohn wenigstens zum Teil auf seinen Wanderungen zu begleiten.

So finden wir die Beiden miteinander als Hochzeitsgäste in dem kleinen galiläischen Flecken Kana, und bei dieser Gelegenheit eben musste auch Maria eine ernste Abweisung mütterlicher Eitelkeit und damit eine erste, aber sehr entschiedene Abfertigung mütterlicher Einmischung erfahren. Sie hatte längst und immer sehnlicher geharrt auf eine Offenbarung der Wundermacht ihres Sohnes, und ein feines, vielleicht durch Andeutungen Jesu (wie Joh. 1,51) gewecktes Ahnungsvermögen hatte ihr gesagt: jetzt ist die Stunde des ersten Zeichens gekommen. Aber anstatt nun demütig zu

warten, lässt sie sich von echt weiblicher oder, wenn Sie lieber wollen, echt menschlicher Ungeduld zu der vorwitzigen Bemerkung verleiten: „es ist kein Wein mehr da“. Die Situation ist so naturwahr, dass es Einem ist, man sehe sie dem Sohn bei diesen Worten mit dem Ellenbogen einen sanften Stoß geben; und es kommt unserem natürlichen Gefühl vor, sie als seine Mutter habe sich einen solch ermutigenden, vorwärtstreibenden leisen Wink schon erlauben dürfen. Nicht so Jesus. Er erklärt es seiner Mutter gleich bei diesem ersten Anlass ein- für allemal, dass, soweit er als Gottes Sohn redend oder handelnd auftrete, sie nichts dreinzureden, ja nicht einmal dreinzuwinken habe. Bei der Hochzeit zu Kana hat der HErr der Kirche von vornherein mit einem schneidigen Wort all dem künftigen Mariendienst derselben jedwede Existenzberechtigung ohne Weiteres abgesprochen. Und es ist fast unerklärlich, wie Angesichts einer so klaren Aussage des HErrn die Kirchenlehre von einem Anteil der Maria an Jesu himmlischem Hohepriesteramte hat können aufgestellt werden. Zwar ist jenes Wort Jesu (Joh. 2,4) nicht so scharf und wegwerfend gesprochen worden, wie es die Übersetzung Luthers erscheinen lässt. Statt des harten deutschen Ausdrucks: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ sollte die Übersetzung vielmehr lauten: „was hast du mit mir, Frau? noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ Wo es sich um die Offenbarung und Ausführung des Willens meines Vaters im Himmel handelt, da kann ich auch auf die leibliche Mutter keine Rücksicht nehmen, sondern da habe ich es einzig und allein mit ihm zu tun und nach den Vorschriften und Gesichtspunkten Seiner Weisheit mich zu richten: das wollte er ihr erklären, und sie verstand ihn wohl, sonst hätte sie sich nicht umgewandt und zu den Aufwärtern des Mahles gesprochen: „Was er euch sagen wird, das tut.“ Dieses auf den ersten Blick etwas befremdliche Benehmen der Maria ist keineswegs als Ausdruck trotziger Rechthaberei aufzufassen; vielmehr wollte Maria ihrem Sohn zeigen, sie wisse genau, wohin seine energische Rede gespielt habe, dass er nämlich damit durchaus nicht das Wunder abgelehnt, sondern nur ihre Einmischung in sein berufliches Wirken sich verboten habe. Und dabei blieb es zwischen Mutter und Sohn; ohne dass es weiterer Erörterungen von Seite des Letzteren bedurft hätte, beschied sich Maria, und nur noch einmal kam es zu einem kleinen Konflikt.

Die betreffende Begebenheit, die uns von drei Evangelisten überliefert ist (Matth. 12,16 ff.; Mark. 3,20 u. 21 ff.; Luk. 8,19 ff.), bildet ein vollständiges Gegenstück zu der eben besprochenen. Diesmal wollte Maria

ihren Sohn nicht aus mütterlicher Eitelkeit anspornen, sondern im Gegenteil aus mütterlicher Besorgnis zurückhalten. Jesus hatte, vom Volk umdrängt, in heiligem Eifer für seines Vaters Reich geredet und weiter geredet und darüber weder Zeit noch Raum zum Essen gefunden. Dies schien nun namentlich seinen ungläubigen Brüdern, den jüngeren Söhnen der Maria, welche überhaupt der ganzen Lehr- und Lebensweise des Erstgeborenen keinen Geschmack abgewinnen konnten und wohl bis zu seinem Tode in ihrer offenbar etwas materiellen Gesinnung verharrten, zu weit zu gehen; sie fanden, er tue zu viel, vergesse alle Mäßigung, mit Einem Wort: er sei außer sich, und es sei die höchste Zeit ihm mit allem Nachdruck Einhalt zu tun. Begreiflicherweise wurde es den von ihrem Standpunkt aus nicht unrichtig räsonierenden¹⁰ Brüdern leicht, die ohnehin als Mutter zärtlich besorgte Maria für sich zu gewinnen. Und so lässt sie sich zum zweiten Mal beikommen, in Jesu öffentliche Wirksamkeit eingreifen zu wollen. Mitten in einer Rede wird er auf ihr Geheiß durch die Anmeldung ihres Besuches unterbrochen. Dieses Mal hatte sie ihn nicht verstohlen am Ärmel gezupft wie dort zu Kana, sondern vor einer großen Volksmenge hatte sie den Versuch gemacht, ihre mütterlichen Rechte zur Geltung zu bringen und mit ihrer mütterlichen Kummerhaftigkeit seinen Geist zu dämpfen. So konnte auch Jesus sie hier nicht kurz und privatim abfertigen, sondern er musste die zudringliche familiäre Einmischung öffentlich zurückweisen. Allein wie rücksichtsvoll und zartfühlend tut er das! Ohne den offenbar unter der Tür stehenden Angehörigen im Mindesten persönlich zu nahe zu treten, tritt er ihnen doch sachlich mit aller Entschiedenheit gegenüber. Er blamiert sie durchaus nicht, er verwahrt sich nur gegen sie, indem er mit der Frage: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ die Erklärung abgibt: an dem Platz, wo ich stehe, gibt es für mich weder eine Mutter, die mahnen oder bitten darf, noch Brüder, die Ratschläge erteilen oder Einwendungen machen können; hier kann nur der Wille meines Vaters im Himmel maßgebend sein für mich. Aber diesem ernst abweisenden Wort folgt alsbald nicht nur die freundliche Anerkennung der Jünger: „Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder“, sondern auch ein die Mutter jetzt schon in sich fassendes, die Brüder wenigstens freundlich einladendes Schlusswort: „wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“

So erfüllte Jesus, dessen Speise es war, d. h. dem es Lebensbedürfnis war, den Willen Gottes zu tun, das Gesetz Moses, wo es heißt (5 Mos. 33,9): „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ich sehe ihn nicht; und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: ich weiß nicht, - die halten Gottes Gebot und bewahren seinen Bund.“ Indessen gab er seiner Gemeinde im Verhalten zu seiner Mutter durchaus nicht nur ein Vorbild, wie man die zartesten Bande des Fleisches um Gottes willen müsse verleugnen können, sondern sterbend hinterließ er uns noch ein herrliches Beispiel umfassendster und zartfühlendster Erfüllung des fünften Gebotes. Mit wahren Heldenmut war seine Mutter bis auf Golgatha ihm nachgefolgt. „Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabeistehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn. Danach spricht er zu dem Jünger: siehe, das ist deine Mutter.“ Und Johannes bewies, dass er seinen Meister verstand auch ohne viele Worte; er spürte: nicht sowohl für die Zukunft seiner Mutter will Jesus hier sorgen; er will mich vielmehr auffordern, ihrem so schwerverwundeten Mutterherzen den qualvollsten Anblick des letzten Kampfes zu ersparen. Darum führte er Maria sofort von der Richtstätte weg (Joh. 19,26 u. 27). Bei Johannes, im Kreis der treuesten Jünger ihres Sohnes, beschloss Maria nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte (1,14) ihre Tage, und die Künstler haben gewiss Recht, wenn sie bei den Darstellungen der Ausgießung des Heiligen Geistes die Mutter des Heilandes mit den Aposteln des großen „Trösters“ (Joh. 15,26) lassen teilhaftig werden.

Während diese dem Heiland äußerlich am nächsten stehende Maria von Nazareth in der aufs äußerliche besonderen Nachdruck legenden katholischen Kirche, wie wir oben gesehen haben, immer mehr zu teilweise sehr unverdienten und jedenfalls ihrem eigenen Sinn durchaus widerwärtigen Ehren gekommen ist, hat die evangelische Kirche, entsprechend ihrer Betonung der innerlichen Stellung zum Herrn, von jeher eine andere Maria mit einer gewissen Vorliebe ans Licht gezogen, und es pflegt namentlich die württembergische Kirche beim alljährlichen Reformationsfest die Lichtgestalt der **Maria von Bethanien** auf den Leuchter zu stellen. Dabei kommt dann freilich die geschäftige **Martha** als das Urbild der werkheiligen katholischen Kirche jeweilen noch viel schlechter weg als in dem Bericht des Evangeliums: Luk. 10,38-42.

Dieser führt uns in eine dem HErrn besonders innig befreundete Familie von Bethanien, dem stillen Weiler vor den Toren von Jerusalem, wohin sich Jesus gern am Abend zurückzog, nachdem er den Tag über in dem geräuschvollen Leben der Stadt seines Amtes gewartet hatte. Er fand dort in dem gastlichen Hause eines Mannes, Namens Simon, welcher früher einmal den Aussatz gehabt hatte und deshalb unter dem Namen Simon der Aussätzig bekannte, drei Geschwister, welche, jedes in seiner Weise, bemüht waren, ihm nach des Tages Last und Hitze freundliche Aufnahme zu bereiten: Martha, die Frau, vielleicht auch die Witwe Simons, Maria und Lazarus. Die hausmütterliche Martha, voll Freude, dieses Gastes Wirtin sein zu dürfen, lief hin und her und machte sich bald da, bald dort zu schaffen, damit der teuerwerte Gast ja nichts entbehre. Auch sie hätte eigentlich lieber als Jesu Schülerin zu seinen Füßen sich gesetzt, ließ sich aber diesen richtigen Trieb des Geistes verderben durch das Schicklichkeitsgefühl, durch die noch heute gang und gäbe Anstandsregel, die Hausfrau müsse dem Gast den hohen Grad ihrer Wertschätzung dadurch beweisen, dass sie Allem aufbiete, ihn möglichst bequem zu logieren und möglichst reichlich zu traktieren. Und dabei quälte sie nur das Eine, dass ihre Schwester nicht auch treppauf, treppab sprang, sondern ruhig und äußerlich untätig bei Jesu saß und ihm zuhörte. Ihre Aufforderung, die Schwester solle auch Hand anlegen, ging durchaus nicht nur aus dem Gedanken hervor: ich muss allein dienen, sondern ebensowohl aus der zwar etwas eifersüchtigen, im Grunde aber für ihr geistiges Bedürfnis ehrenvollen Erwägung: Maria hat von unserem Freund viel mehr wie ich. Deswegen ist auch Jesu Gegenrede durchaus nicht als herber Tadel, sondern als freundliche Zurechtweisung aufzufassen: Du meinst, ich sei hierher gekommen, um der Ruhe zu pflegen und sorgst und mühest dich, um mir zu dienen. Maria kennt mein Wesen besser, indem sie von mir sich dienen lässt; denn mir gewährt ein aufmerksames und williges Herz weit mehr Befriedigung als die herrlichste Aufwartung. Und auch auf deinen eigenen Vorteil verstehst du dich nicht; deine Genugtuung, mich sattsam gespeist, getränkt und beherbergt zu haben, ist eine sehr vorübergehende; deiner Schwester aber kann das, was sie derweil von mir empfangen hat, Herzensfreude und Seelenfrieden, nie entrissen werden¹¹.

Übrigens bilden die weiteren Züge, welche das Evangelium aus dem Leben der Maria von Bethanien überliefert, ein heilsames Gegengewicht gegen die

irriges Meinung, als ob untätige Beschaulichkeit, Quietismus¹², wie es die Kirchengeschichte heißt, der gepriesene Mariensinn wäre. Als der geliebte Bruder gestorben war, da bewies gerade sie, die geduldig daheim sitzen blieb und Jesu Ankunft erwartete, dass sie seine Worte nicht nur passiv gehört, sondern aktiv verarbeitet hatte (Joh. 11). Und als sie ahnte, dass des Meisters Verweilen hienieden von keiner langen Dauer mehr sein könne, da säumte sie nicht, ihm mit Aufbietung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel den von ihm so laut gepriesenen letzten Liebesdienst zu erweisen. Von ihr, nicht von der regsamen Martha, steht das schöne Ehrenzeugnis geschrieben: „sie hat getan, was sie konnte“ (Mark. 14,3 ff.; Matth. 26,6 ff.; Joh. 12,1 ff.).

Eine ähnliche Anerkennung wie diese ward einer andern, uns dem Namen nach unbekannten Frau aus Jesu Munde zu Teil: der **Witwe am Gotteskasten**. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, dass der Sohn mit dem gleichen Maß richtete wie der Vater: ohne Ansehen der Person, d. h., ohne vom äußeren Schein sich blenden zu lassen. Die Reichen gaben wohl viel, Etliche Gold, Etliche Silber, aber ihrer Keiner gab so viel er geben konnte. Ein armes Weib aus dem Volk, eine Witwe, der es an besten Ausreden nicht gefehlt hätte, übertraf sie Alle: sie allein opferte ohne Bedenklichkeit Alles, was sie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt (Mark. 12,42 f.; Luk. 21,2 ff.).

Und wie Jesus hier die arme Frau über die Reichsten in Israel hinaushob, so hat er andererseits der bußfertigen Sünderin weitaus den Vorzug gegeben vor den unbußfertigen „Gerechten“. Ja, er liebte es sogar, solche Kontraste wirkungsvoll hervortreten zu lassen, freilich nicht, um ein für das bloße Gefühl oder gar für die Sentimentalität effektvolles Bild herzustellen, sondern um eine für sein Reich fruchtbare Erschütterung von Vorurteilen und Einbildungen hervorzubringen. Diese heilsame Absicht Jesu trat deutlich zu Tage bei jenem Gastmahl im Hause des Pharisäers, wo er die **tiefgefallene Sünderin** so hoch begnadigte. „Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig,“ mit diesen Worten nahm Jesus das Weib, das gekommen war, nicht achtend des Hohnes und Spottes, ihm Dank und Ehre zu erweisen, gegenüber den verächtlichen Mienen der Gäste aufs Anerkennendste und so ausdrücklich in Schutz, dass den Pharisäern alle Lust zu weiteren Angriffen verging. Um Jesu Rede zu verstehen, müssen wir uns Vergangenheit und

Gegenwart jener Person genau vergegenwärtigen. Wie kam sie, die stadtbekannte, groben Lastern anheimgefallene Sünderin dazu, dem Heiligen und Gerechten sich zu nähern? Sie war wohl einmal oder öfter schon unter der Menge Volkes gewesen, die überall um den Propheten aus Nazareth sich drängte. Da hatte Jesu Ruf zur Buße ihr Ohr erreicht und ihr Herz um so tiefer bewegt, weil seine Predigt mit ihrem warmen Herzton viel gewaltiger wirkte als die vielleicht formell durchaus untadeligen, trockenen Moralreden der Schriftgelehrten und Pharisäer. Zum ersten Mal lernte sie einen Freund der Sünder kennen und mit dem Glauben, dass er dies sei, hatte sie auch schon jenes unbedingte Vertrauen zu ihm gefasst, das aller wahren Liebe zu ihm Grund und Ursache sein muss. Allein mit alledem hätte sie ungetröstet bleiben können; denn zwischen dem HERRN, von dem sie das lösende, beseligende Wort der Vergebung empfangen konnte, und ihrem Herzen türmten sich noch Berge auf, und gerade als Jesus in der vornehmen Gesellschaft in des Pharisäers Hause saß, war er ihr scheinbar am fernsten. Wie groß musste ihr Vertrauen zu ihm sein, dass sie die bei ihr so begründete Scheu vor dem Urteil der Menschen niederzukämpfen, allen Bedenken zum Trotz gerade dort ihn aufzusuchen und ihm eine so augenfällige Huldigung darzubringen vermochte. Ja, der HERR hat: Recht: sie hat viel geliebt, und allein solch große Liebe, solch glorreicher Sieg über Fleisch und Blut, solcher in der Liebe tätige Glaube verdient die Krone der Vergebung. Diesen Preis dürfen die nicht erwarten, die sich kleinmütig mit ihrem bisschen Glauben in ihre vier Wände verkriechen und nicht auch der göttlichen Liebe gegenüber aufs Geratewohl den Schritt wagen, den sie zu einem geliebten Menschen zu tun im Stande sind, den entscheidenden Schritt vollständiger Hingabe. Warum so Viele es nicht über sich bringen, diesen entscheidenden Schritt zu Jesu zu tun, und warum eben deshalb so Viele von den Seligkeiten des Reiches Gottes fern bleiben, das zeigt Jesus dem selbstgerechten Pharisäer deutlich mit den paar Worten: „Wem wenig vergeben wird, der liebt wenig.“ Dieselben ergänzen zugleich in bezeichnender Weise das Lob des Weibes zu seinen Füßen. Nicht um des schwärmerischen Liebesdienstes willen, sondern wegen der Gesinnung, die sie dazu getrieben, wird die große Sünderin selig gepriesen. Weil sie arm war im Geist, weil sie Leid trug und weil sie hungerte und durstete nach der Gerechtigkeit, darum ward ihr das Himmelreich erschlossen.

Viel Ähnlichkeit mit der großen Sünderin hat **Maria von Magdala**, und es wäre möglich, dass eben sie, die vom Heiland nicht nur für das Reich Gottes bekehrt, sondern auch auf die wunderbarste Weise von schrecklichen Körper- und Seelenzuständen geheilt worden war, es gewesen ist, welche ihrer überströmenden Dankbarkeit durch jene Fußwaschung Ausdruck verliehen hat. In Folge alter Tradition ist es sogar zur allgemeinen Ansicht geworden, dass Maria von Magdala und die große Sünderin eine und dieselbe Person seien. Ja diese Annahme hat sich durch Kunst und Sprachgebrauch so fest eingewurzelt, dass man für Mädchen, welche mit der großen Sünderin zusammengestellt werden können und auf den Buß- und Glaubensweg derselben gebracht werden sollen, Rettungshäuser errichtet hat unter dem Namen von Magdalenenstiften. Ich selbst war höchlich erstaunt, bei näherem Zusehen die Entdeckung zu machen, dass im Neuen Testament nicht der mindeste Anhaltspunkt dafür zu finden sei. Von der Magdalena ist außer der allgemeinen Bemerkung, dass und warum sie eine begeisterte Jüngerin des HErrn geworden und ihm als solche nachgefolgt sei, im Evangelium bloß jenes liebliche Erlebnis am Ostermorgen überliefert. Als echter Typus eines leicht erregbaren weiblichen Temperamentes ist Maria nach der Erkennung des Auferstandenen ebenso himmelhoch jauchzend, als sie vorher in ihrem dumpfen Schmerz an dem selbstquälerisch noch vor Tagesanbruch aufgesuchten Grab zum Tode betrübt war. Insofern kann dem Bild, welches der in seinen Empfindungen selbst so maßlose Böcklin von ihr entworfen hat, eine gewisse Naturwahrheit nicht abgesprochen werden. Den Jüngern aber, welche sie früher schon gekannt hatten, musste der Gedanke an einen durch Leiden und Tod des geliebten Meisters verursachten Rückfall in ihr altes, offenbar hochgradig nervöses Leiden sehr nahe liegen, und es ist ihnen nicht zu verargen, dass sie dem exaltierten Weib die Botschaft von der Auferstehung Jesu zuerst nicht glauben wollten (Mark. 16,11).

Lehrreiche Beiträge zur Kenntnis der weiblichen Natur und ihrer besondern Anlagen und Bedürfnisse geben uns auch die beiden Erzählungen von Jesu Zusammentreffen mit der **Samariterin** und mit dem **phönizischen Weib**. Die Samariterin wird nicht auf dem Wege des verstandesmäßigen Räsonnements¹³, sondern durch den Einen Schuss ins Schwarze ihres Gewissens zu der Überzeugung gebracht, dass Jesus der Messias sei, und kaum hat sie ihn gefunden und die große Offenbarung von ihm empfangen,

so treibt ihr liebendes Herz sie schon nach Sichem zurück, damit die für das verachtete Samaritervolk doppelt gnadenreiche Botschaft sofort auch Andere beglücke. Für Jesum aber war der rasche Erfolg, den er bei diesem Weib errungen, eine solche Herzensfreude, dass er sich vollkommen gesättigt fühlte (Joh. 4). Auch das Erlebnis mit der kanaanaïschen Mutter, die sich durch keine theoretische Auseinandersetzung und durch kein praktisch ausweichendes Stillschweigen von ihm abweisen ließ, bewegte den HErrn tief. Nicht ihrer Zudringlichkeit und Schlagfertigkeit, sondern der Mutterliebe, welche das heidnische Weiblein so zäh und kühn gemacht, gab er sich gefangen (Matth. 15).

Es darf überhaupt mit Fug und Recht einen erhebenden Eindruck auf Sie machen, dass an den so mannigfaltigen und schweren Leiden des Heilandes keine Frau auch nur die mindeste Schuld getragen hat. Der alttestamentliche Elias bekam die tödliche Feindschaft einer Isebel zu fühlen, und der neutestamentliche Elias musste der grimmigen Rache einer entmenschten Herodias und der frivolen Üppigkeit ihres Töchterleins zum Opfer fallen; Jesus hatte keine Feindin. Die Evangelisten durften bei der Zeichnung der in seinem Leben auftretenden Frauengestalten ihren Pinsel durchgängig in harmonische Farben tauchen. Zwar den vom Dichter für die Frauen in Anspruch genommenen Ruhm, himmlische Rosen ins irdische Leben zu bringen, erkennt das Evangelium ausschließlich dem HErrn selbst zu. Aber es verhehlt nicht, dass Jesus auf seinem dornenvollen Lebensweg immer wieder von weiblicher Hingebung und Treue Erquickung empfangen habe. Freilich war solch dienstfertige Handreichung in der Regel nur der Ausdruck des Dankes für empfangene leibliche oder geistliche Wohltat. Wenn wir bedenken, wie Jesus sich überall der Frauen und ihrer speziellen Körper- und Seelenleiden angenommen und sogar der mit formalem Recht verfolgten Schuld seinen Schutz gewährt hat, so verwundern wir uns nicht darüber, dass ihn noch auf seinem letzten Gang die Töchter von Jerusalem mit lautem Wehklagen begleitet haben (Luk. 23,27).

Auch wo in den Gleichnissen Jesu Frauen vorkommen, sind es in der Regel vorbildliche Gestalten, z. B. die sparsame Hausfrau, die um des Einen Groschens willen, den sie verloren hat, im ganzen Hause das Unterste zu Oberst kehrt (Luk. 15,8.9). Doch zeigt uns gerade auch wieder ein Gleichnis, wie weit der HErr von allem Frauendienst und von aller Schönrednerei gegenüber den Frauen entfernt war, ich meine das Gleichnis

von den zehn Jungfrauen, von denen eben nur Fünfe klug gewesen sind
(Matth. 25,1-10).

III. Die Frauen der ältesten christlichen Kirche.

„Ich habe wider dich, dass du die erste Liebe verlässt: gedenke, wovon du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke!“: diese Worte der Offenbarung (2,4 und 5) drängen sich uns unwillkürlich immer und immer wieder auf, wenn wir uns zurückversetzen in die Tage der ältesten christlichen Kirche; und je näher wir mit den einzelnen Erscheinungen derselben bekannt werden, um so schneidender kommt uns der Gegensatz zum Bewusstsein zwischen Einst und Jetzt. Während wir sonst die Rede von der „guten, alten Zeit“ im Ganzen und Großen als Muhmenweisheit¹⁴ belächeln dürfen, sind wir gezwungen, das apostolische Zeitalter, das in so überwältigender Weise den Stempel des goldenen trägt, für das Reich Gottes so zu sagen schlechthin als ideales Urbild gelten zu lassen. Warum nicht die Zeit Jesu Christi selbst? werden Sie fragen und werden diese Einwendung mit dem Hinweis darauf begründen, dass jener kleine galiläische Kreis, bestehend aus dem Heiland und den ihn umgebenden Jüngern und Jüngerinnen, doch wohl am Ehesten den Anspruch erheben könnte als Mustergemeinde für alle Zeiten hingestellt zu werden. Und doch geht das aus einem sehr einfachen Grunde nicht an. Jeder Hinweisung nämlich auf die Treue von Jesu Lebensgefährten würde ohne Zweifel von dem trotzigem und verzagten Menschenherzen sofort die Spitze abgebrochen mit dem Einwurf: Jene hatten es leicht; denn unter ihnen lebte und lebte mit seinem alle Kräfte stets neu belebenden, alle Flammen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung täglich aufs Neue anfachenden Geiste Christus, der HErr! Nun ist aber gerade das an jenen ersten Christen das Großartigste und Bewundernswerteste, dass ihre Begeisterung mit dem Entschwinden des HErrn aus der Sichtbarkeit nicht, wie eine gewöhnliche Schwärmerei, erlahmt, verblasst oder gar zergangen ist, sondern im Gegenteil sich gesteigert und zum sieghaften, weltüberwindenden Glauben verklärt hat. Und dieser Umstand ist es, der uns nötigt, die Anfänge der christlichen Kirche als dasjenige Stadium ihrer ganzen bisherigen Geschichte anzuerkennen, welches der Vollendung am Nächsten gekommen ist. Nie und nirgends ist seither in der Kirche Christi eine solche Energie des Glaubens und der Liebe zu Tage getreten wie in der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem. Was von den Evangelien als unvergleichliche Darstellungen eines menschlichen Einzellebens gilt, das konnte der selige Professor Beck mit vollstem Recht von der Apostelgeschichte als

Beschreibung einer Gemeinschaft sagen: „schon als Dichtung oder als bloße Idee wäre eine solche Einsenkung des Jenseits ins Diesseits, des Geistigen in das Materielle eine Wundertat des kühnsten Denkvermögens.“ (Pastorallehren S. 204 f.)

Von der Apostelgeschichte hat schon der württembergische Reformator Brenz erklärt, sie sollte eigentlich nicht die Überschrift tragen: „Acta apostolorum, Taten der Apostel,“ sondern den genaueren Titel: „Taten Jesu Christi durch die Apostel.“ Die Kraft, vermöge welcher die ersten Christen so erstaunlich viel geleistet und gelitten haben, ist ja keineswegs ihre eigene Kraft, sondern die Kraft dessen gewesen, der sein Kind Jesum (Apostelg. 3,13) verklären wollte vor aller Welt.

Und je größer die natürliche Schwachheit des menschlichen Organs, um so größer ist auch die Verklärung der göttlichen Kraft. Daher ist es denn auch nicht zu verwundern, dass die Kirchengeschichte gerne bei Frauen verweilt, in deren Tun oder Leiden die Kraft Christi sich mächtig erwiesen hat.

Die erste Frau, der wir in der Apostelgeschichte (5,1-10) begegnen, ist freilich kein erhebendes Beispiel der göttlichen Kraft, sondern ein ergreifendes Exempel der sündigen Schwachheit. Das göttliche Strafgericht, welches nicht nur den Ananias sondern auch die **Sapphira** traf, bringt zugleich in tragischer Weise die veränderten Grundsätze des Christentums über das Wesen der Ehe und die Stellung der Frau zur Anschauung. So sehr nämlich auch das Evangelium von der Frau Unterwerfung unter den Willen des Mannes verlangt, so entschieden stellt es doch auch an sie die Forderung: „ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und wenn es einerseits der Frau hinsichtlich der Heilsgüter und der Rechte des Himmelreichs die vollkommenste Gleichberechtigung mit dem Mann zuerkennt und sie in sittlich-geistlicher Beziehung gänzlich aus der niedrigeren Stufe des schwächeren Geschlechtes emporhebt, so macht es sie dafür andererseits auch in gleichem Maß verantwortlich wie den Mann. Ananias und Sapphira bieten das traurige Zerrbild einer christlichen Ehe dar; wohl sind sie Ein Herz und Eine Seele, aber nicht, um dem Geist Gottes zu gehorchen, sondern um ihn zu betrüben. Und da die Sünde der Beiden nicht in unrechtmäßigem Gewinn bestand, sondern in der Liebe zum bisherigen Besitz ihre Quelle hatte, so ist es sehr wahrscheinlich, dass Sapphira nicht den kleineren Teil der Schuld trug. Für den Mann liegt die größere Gefahr in der Gier, zu erwerben, für die Frau in der Zähigkeit

festzuhalten. Jedenfalls hatte Sapphira von ihrer Christen-Selbständigkeit keinen Gebrauch gemacht; vom gleichen Geiz wie Ananias und von der gleichen Sucht beseelt wie er, einen Schein der Wohltätigkeit zu besitzen, hatte sie an seinem gleißnerischen Lügenwerke sich beteiligt. Und darum fiel auch sie dem strafenden Eifer des HERRn für die unbefleckte Reinheit seiner ersten Gemeinde anheim.

Ein vollständiges Gegenstück zu dieser so schrecklich endenden Erzählung bildet die anmutige Geschichte der Jüngerin zu Joppe (Apostelg. 9,36-42). Auch hier tritt Petrus auf, aber nicht um ein göttliches Todesurteil zu verkündigen, sondern um sich als Apostel des großen Todesüberwinders zu erweisen. Schon der Name dieser Frau ist vielsagend. Darum fügt Lukas seiner Nennung die Notiz bei: „welches verdolmetscht heißt eine Gazelle“, oder wie Luther, um es dem gemeinen Manne fasslicher zu machen, übersetzt hat: „ein Reh.“ Die im Morgenland vorkommende Gazelle ist, wie ja auch das einheimische Reh, ein gar anmutiges und zierliches Geschöpf, bei dessen Anblick Große und Kleine gern verweilen. Es ist somit der Name dieses niedlichen und zarten, arglosen und schüchternen Tierchens ein sehr passender Frauenname, und die kurze Bemerkung der Apostelgeschichte gestaltet sich zu einer rechten Strafpredigt für Eltern, die an dem ganzen Reichtum sinniger und bedeutungsvoller Namen in Sprache und Geschichte blind vorübergehen und ihren Kindern als eigentliches Brandmal möglichst geschmacklose oder doch nichtssagende Namen anhängen. Ihrem Namen entsprechend waltete jene **Tabitha** in scheuer Geräuschlosigkeit. Wie äußerlich unbedeutend ist doch der Lebenslauf, den die Apostelgeschichte von ihr entwirft; „sie war voll guter Werke und Almosen, die sie tat.“ Von einer ansehnlichen Trauerversammlung und großartigen Schenkungen ad pias causas (zu frommen Zwecken) wird uns nichts berichtet, dagegen findet Petrus an ihrer Leiche die sämtlichen Witwen der Stadt, und deren Jede zeigt ihm unter Tränen ein Kleidungsstück, das ihr Tabitha angefertigt. So gewähren uns die wenigen Zeilen, indem sie echt biblisch mit knappen Worten viel sagen, klaren Einblick in eine Fülle christlicher Liebestätigkeit. Es ist nicht gesagt, ob Tabitha reich war oder arm; in beiden Fällen ist sie das Musterbild einer Jüngerin des HERRn. War sie reich, so ist an ihr zu loben, dass sie sich nicht damit begnügte, bloß Almosen zu geben und dabei einem nobleren oder unnobleren, frommen oder unfrommen Müßiggang sich zu überlassen, sondern selbst Hand anlegte, um den Armen wohl zu tun. War sie arm und den Tag über mit dem eigenen Broterwerb beschäftigt,

so ist es doppelt rühmlich, dass sie aus ihrer Not keine Tugend machte, sondern Zeit und Lust übrig hatte, in die Nacht hinein für noch Ärmere die fleißige Hand zu regen. Als Petrus später (1 Petri 3,1-6) seine berühmte Schilderung des wahren Schmuckes einer christlichen Frau niederschrieb, da hat ihm ohne Zweifel die Erinnerung an jenen Söller zu Joppe und an die Tränen jener Armen die Feder geführt.

In Petri Lebensgeschichte, so weit uns dieselbe aus den Aufzeichnungen des Lukas bekannt ist, kommt außer dieser Tabitha nur noch Eine und zwar eine etwas komische Frauengestalt vor: die Magd **Rhode** (Apostelg. 12,13-15), welche aus lauter Freude am Evangelium eine rechte Dummheit begangen hat. Über dem wohlgemeinten Eifer, die frohe Botschaft von des Apostels Befreiung ihrer Herrschaft und deren Gästen möglichst schnell zu überbringen, vergaß sie ihre nächstliegende Pflicht, ihm die Türe zu öffnen und ließ ihn auf der Gasse stehen. So verdiente sie in der Tat den Vorwurf der Unsinnigkeit, den sie wegen der Meldung der unglaublichen Kunde erhielt, wenn auch in ganz anderer Weise. Ein origineller Pfarrer aber hat wohl mit Recht einst den Ausspruch getan, solch unvernünftige Kinder Gottes gebe es auch noch heutzutage. Und so ist auch diese untergeordnete Figur in ihrer Art charakteristisch.

Ein allgemeines Interesse dagegen erweckt eine Frau, welcher im Leben des Apostels Paulus Erwähnung getan wird: **Lydia**, die Purpurkrämerin von Philippi (Apostelg. 16,14.15). Zwar was speziell von ihr erzählt wird, dass sie nämlich eine andächtige und heilsbegierige Zuhörerin des Apostels gewesen, dass sie von ihm getauft worden sei und hernach ihm und seinen Gefährten gastfreundliche Aufnahme angeboten und gewährt habe, das Alles, so erfreulich und erbaulich es ist, würde an sich von keinem weiteren Belang für die Geschichte des Reiches Gottes sein. Allein der Umstand, dass Lydia das erste Glied der christlichen Gemeinde auf europäischem Boden, und ihr Haus die erste Missionsstation unsers Erdteils war, sichert ihr für alle Zeiten eine ehrenvolle Erinnerung in der Kirchengeschichte. Auch in den beiden großen Hauptstädten der alten Welt, in Athen und Rom, waren Frauen unter den Ersten, die von der apostolischen Predigt gewonnen wurden: In Athen die **Damaris** (Apostelg. 17,34), in Rom die **Priscilla** (Apostelg. 18,2.18.26; Röm. 16,3; 1 Kor. 16,19 und 2 Tim. 4,19).

Die letztgenannte Priscilla, welche in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen mehrfach erwähnt wird, verdient auch hier

ausführlicher behandelt zu werden, ist sie doch gewürdigt worden, während achtzehn Monaten, also nicht nur vorübergehend wie Lydia, die Hauswirtin Pauli zu sein. Freilich nicht in Rom, wo Paulus ja nur als Gefangener geweilt hat, sondern in Korinth. Nach Korinth aber war Priscilla mit ihrem Manne, dem Zeltfabrikanten Aquila, von Rom aus gekommen, als eine um Christi willen Verfolgte. Die Eheleute hatten ursprünglich zur römischen Judenschaft gehört. In das römische Judenviertel aber, dessen Bewohner, wie alle Juden, mit der heiligen Stadt Jerusalem beständig Fühlung unterhielten, war mit den übrigen Nachrichten aus Zion durch die zurückkehrenden Pilger auch die Kunde von dem Bestehen und Glauben der Christengemeinde gebracht worden. Begreiflicherweise rief diese Mähr auch in Rom gewaltige Aufregung hervor, und es bildeten sich sofort zwei Parteien: Eine für, die Andere wider Christum. Ja es kam zu einer förmlichen Revolution. Und da der Ghetto mit seinen 30.000 Einwohnern und vier Synagogen immerhin einen beachtenswerten Teil der großen Stadt bildete, so sah sich die Staatsgewalt veranlasst, einzugreifen und dem Tumult ein Ende zu machen. Die Hauptanhänger des Christentums wurden mitsamt den leidenschaftlichsten Kämpfern der altjüdischen Partei aus Rom verbannt. Das geschah im Jahre 52 nach Christi Geburt, und wir wissen es aus dem Berichte des römischen Geschichtsschreibers Suetonius, der, oberflächlich unterrichtet, von einem Chrestus erzählt, welcher die römischen Juden aufgewiegelt und deren teilweise Vertreibung verschuldet habe. Die Apostelgeschichte erzählt bloß im Allgemeinen von einer Judenhetze des Kaisers Claudius, in Folge welcher Aquila und Priscilla von Rom nach Korinth gekommen seien, und berichtet dann weiter, wie die Gemeinsamkeit des Glaubens und des Handwerks eine Art geschäftlicher Assoziation zwischen Paulus und Aquila veranlasst habe. Renan malt in seinem Buche St. Paul (S. 215) das gemeinsame Arbeiten des Apostels mit dem Ehepaare ansprechend aus, indem er sagt: „tous les trois établirent un petit magasin, qu'ils fournissaient d'articles confectionnés par eux.“ Jedenfalls war das Zusammenleben der Drei, auch wenn sie es, was sehr wahrscheinlich ist, in kommerzieller Beziehung nicht weiter als zum petit magasin gebracht haben, ein reich gesegnetes. Und zwar nicht nur für die beiden Eheleute, welche im Verkehr mit dem erleuchteten Botschafter Christi erstarkten im Glauben des Sohnes Gottes und reich wurden an christlicher Erkenntnis, sondern auch für den Apostel selbst und durch ihn für die gesamte christliche Kirche bis auf den heutigen Tag. Von Aquila und

Priscilla erhielt nämlich Paulus zum ersten Mal eingehende Nachrichten über die Christen in Rom und zwar sowohl über die aus dem Judentum stammenden, als auch über einzelne zum Teil hochgestellte Heiden, die den Herrn Jesum lieb gewonnen hatten. Sofort erfasste er die Bedeutung einer Christengemeinde in Rom, dem Mittelpunkt aller Welt, und während er über die einzelnen Verhältnisse der dortigen Christen von seinen Arbeits- und Tischgenossen unterrichtet wurde, entstand in ihm der Plan jenes majestätischen Sendschreibens, dessen nächste Wirkung ein herrliches Aufblühen der römischen Gemeinde war. Als Paulus nach wenigen Jahren, anders freilich als er selbst gedacht, nach Rom kam, war dieselbe schon ziemlich bedeutend geworden. Der Römerbrief aber ist später unter der Hand Luthers in verhängnisvollster Weise ein Bannbrief gegen Rom geworden, so dass wir protestantische Christen mit besonderer Andacht an jene Werkstätte von Korinth denken müssen, in der nicht nur Zelttuch für vergängliche Hütten, sondern einer der herrlichsten Strebepfeiler der evangelischen Kirche entstanden ist. Übrigens wurde der Brief damals wohl erst geplant. Abgefasst und abgesandt hat ihn Paulus erst während eines späteren Aufenthaltes zu Korinth, als Aquila und Priscilla schon wieder nach Rom zurückgekehrt waren; finden wir doch am Schluss der Epistel (16,3 und 5) ausdrücklich Grüße des Apostels an sie und ihre ganze Hausgemeinde. Bei dieser Gelegenheit vernehmen wir auch aus Pauli eigenem Munde, dass die beiden um seinetwillen große Gefahren ausgestanden hätten. Auch ist nicht zu übersehen, dass Priscilla vor Aquila genannt wird. Paulus, der sonst so energisch darauf dringt, die Frau müsse im Haus Nummer 2, oder, wenn Sie lieber wollen, Nummer 1 b sein, hat sich zu einer so auffallenden Hervorhebung der Frau nicht durch jene einfältige, weichliche Courtoisie¹⁵, die heutigen Tages in den Verlobungsanzeigen die gottgewollte Reihenfolge auf den Kopf stellt, sondern nur durch triftige Gründe bestimmen lassen. Priscilla hat offenbar bei den verschiedenen Verfolgungen und Anfechtungen, denen das Ehepaar, teils um seines eigenen Glaubens, teils um des Hausgenossen willen ausgesetzt war, in hervorragender Weise Glaubensstärke und Liebesmut bewiesen. Und zwar nicht nur in Korinth, sondern auch in Ephesus, wohin Aquila und Priscilla den Apostel begleiteten, and wo sie, als Paulus weiter reiste, noch längere Zeit verweilten. Aus der Zeit dieses ephesinischen Aufenthaltes berichtet uns die Apostelgeschichte (18,19-26) noch einen charakteristischen Zug aus dem Leben dieser Freunde Pauli, einen

tatsächlichen Beweis dafür, dass sie sich den Umgang mit dem Apostel für ihr inneres Leben recht zu Nutze gemacht hatten. Als nämlich der beredete alexandrinische Judenchrist Apollo nach Ephesus kam, da waren es Aquila und Priscilla, welche ihn in ihren näheren Privat Umgang zogen und durch fleißige Belehrung wesentliche Lücken in der christlichen Erkenntnis dieses geistvollen Mannes auszufüllen vermochten. Demnach müssen wir jedenfalls Priscilla noch höher stellen als Tabitha, da sie nicht nur der leiblichen Notdurft der Heiligen, sondern auch dem geistlichen Leben Handreichung getan hat. Auch dadurch leisteten Aquila und Priscilla der Sache des Evangeliums wesentliche Dienste, dass sie der Gemeinde von Ephesus ihre dortige Wohnung für die regelmäßigen Gemeindeversammlungen zur Verfügung stellten (1 Kor. 16,19). So hat denn Paulus vollkommen Recht, wenn er den Römern (16,4) schreibt, dass diesem christlichen Mäcenas-Paare nicht nur er, sondern die ganze Christenheit zum Dank verpflichtet sei, und ebenso Renan, wenn er sie (a. a. O. S. 217) bezeichnet als presque passés au rang d'apôtres. Leider wissen wir von ihren weiteren Lebensschicksalen nichts Sicheres. Dagegen haben wir keinen Grund, in die Angabe des römischen Märtyrer-Katalogs, sie hätten Beide ihren Glauben mit dem Zeugentod besiegelt, irgend einen Zweifel zu setzen.

Über andere einzelne Frauen des apostolischen Zeitalters bietet uns das Neue Testament nur sehr spärliche Angaben; doch lassen uns dieselben immerhin Blicke tun in die spezifische Bedeutung der Frau für das christliche Familien- und Gemeindeleben. In ersterer Hinsicht ist die schöne Anerkennung hervorzuheben, welche Paulus (2 Tim. 1,5) zwei christlichen Matronen zollt. Er erinnert seinen Timotheus an die Verpflichtung, Gott dafür zu danken, dass ungefärbter Glaube bei ihm von seiner Mutter **Eunike** und von seiner Großmutter **Lois** her Familientradition gewesen sei. Einer diesen Beiden ebenbürtigen christlichen Familienmutter hat auch Johannes in seinem 2. Briefe ein schönes Denkmal gesetzt. Es freut ihn, derselben die höchste Ehrenmeldung tun zu können, die eine christliche Mutter sich wünschen kann, dass nämlich auch etliche ihrer Kinder in der Wahrheit wandeln.

Allein nicht nur bei der stillen privaten Tätigkeit für die Fortpflanzung evangelischen Glaubens und Lebens in den Familien treffen wir die frommen Frauen jener Zeit; wir gewinnen vielmehr, wenn wir eine Reihe

vereinzelter Notizen aus den paulinischen Briefen zusammenstellen, ein klares Bild von dreierlei amtlicher, offizieller oder wenigstens halboffizieller Mitwirkung des weiblichen Geschlechts an dem christlichen Gemeindeleben. Immerhin muss vorausgeschickt werden, dass gerade Paulus, so rühmlich er die derartigen Dienste der Frauen gelegentlich hervorhebt, auf der andern Seite auch vor den Weiblein warnt, „die sich in vielerlei Gelüsten umtreiben“ (2 Tim. 3,6), und bei diesen „Gelüsten“ ist, wie der selige Beck (Pastoral-Lehren S. 112) richtig bemerkt, weder an die Stricklust noch an die Flicklust zu denken; die oft eben nicht sehr groß ist, wohl aber an die Lust, „sich in christlichen Werken“ wichtig zu machen, sich an die Spitze von großartigen Unternehmungen und geräuschvollen Vereinen zu stellen. Solchen Weibleins-Gelüsten dürfe, so schreibt Paulus wiederholt an den Timotheus, durchaus kein Vorschub geleistet werden. Der nüchternen apostolischen Methode im Werben für das Reich Gottes liegt das neuerdings so beliebte, wie man es zu nennen pflegt, „liebevoller Eingehen“ in das Weibische des Frauenwesens, in die Leichtgläubigkeit, Sentimentalität, Phantasterei und Vieltuerei gänzlich ferne. Im Gegenteil, Paulus will (1 Tim. 1,9 ff.) an die Frauen die zwei für sie schwersten Gebote gerichtet wissen, das der Stille, dass sie ihre Gottseligkeit nicht durch schöne Worte, sondern durch gute Werke beweisen sollen; und das der Unscheinbarkeit, dass sie weder durch lüsterne Putz, noch durch eine falsch idealistische Vernachlässigung ihres Äußern je trachten sollen, die Augen auf sich zu ziehen.

Von dem, wenn Sie wollen, dunklen Grund dieser strengen Forderungen heben sich die kurzen Lobsprüche um so glänzender ab, welche Paulus einigen in öffentlichen Gemeindediensten stehenden Frauen (Röm. 16,6 u. 12) erteilt. Von einer uns sonst nicht weiter bekannten **Maria** sagt er, sie habe viel Mühe und Arbeit mit ihm gehabt, von einer **Tryphäna und Tryphosa**, sie hätten in dem HErrn gearbeitet, von einer **Persis** sogar, sie habe viel gearbeitet in dem HErrn, und von einer **Phöbe** (Röm. 16,1 u. 2), sie habe Vielen und auch ihm selbst Beistand getan. Zwar gibt er nur der Letztgenannten ausdrücklich den Namen Diakone (das Wort Diakonisse kommt im Neuen Testament gar nicht vor), allein wir dürfen annehmen, dass auch die Anderen in der Eigenschaft bestalter Gemeindedienerinnen da und dort den bekanntermaßen kränklichen und oft schwerleidenden Paulus gepflegt und auch wohl in seiner Missionsarbeit, namentlich unter den Frauen, ihn unterstützt haben. Auch die im Briefe an die Philipper (4,2)

erwähnten zwei Frauen - **Euodia** und **Syntychē** sind (nach V. 3) höchstwahrscheinlich Diakonissen gewesen, jedenfalls steht dieser Annahme der Umstand, dass sie vom Apostel zum Frieden ermahnt werden, nicht hinderlich entgegen; „Es menschelet so überall“, wie der Basler sagt, warum nicht auch im Diakonissenhause von Philippi? Jedenfalls aber bleibt **Phöbe**, die Diakone der Gemeinde von Kenchreä bei Korinth, das Urbild des gesamten Diakonissenwesens der alten Kirche sowohl, wie der an jene anknüpfenden Neuzeit. Phöbe wird den römischen Christen von Paulus aufs Wärmste empfohlen; sie auch hat offenbar den Römerbrief an seine Adresse überbracht, was wiederum Niemand anschaulicher wird schildern können als Renan (a. a. D.): „Kenchrées eut une diaconesse admirable, qui un jour cacha sous les plis de son vêtement de femme tout l'avenir de la théologie chrétienne, l'écrit qui devait régler la foi du monde“.

Über die Bestellung der Diakonissen und den Umfang ihres Dienstes lässt sich dem neuen Testament nichts Bestimmtes entnehmen; dagegen gibt Paulus dem Timotheus (I. 3,11) die notwendigsten, persönlichen Erfordernisse an: sie sollen ehrbar, mäßig, gewissenhaft und nicht klatschsuchtig sein. In dem ersten Timotheusbrief (5,3 ff.) wird auch einer weiteren Verwendung von Frauen für den Gemeindedienst Erwähnung getan, des Institutes der Witwen. Die Witwen zwar, welche eigene oder verwandte Kinder auferzogen hatten, mussten im Alter von diesen (als billige Gegenleistung) erhalten werden. Verlassener Witwen dagegen nahm sich die Gemeinde an. Sie wurden aus den allgemeinen Mitteln unterstützt und überdies, wenn sie sechzig Jahre alt waren und in jeder Hinsicht einen guten Ruf genossen, in den Katalog der Ehren-Witwen aufgenommen. Im apostolischen Zeitalter scheinen diese Ehren-Witwen zum Teil ähnliche Obliegenheiten gehabt zu haben wie die Diakonissen. Freilich trug damals Alles noch einen sehr freiheitlichen Charakter; die amtlichen Abstufungen und sorgfältigen Ausscheidungen der Pflichten und Rechte jedes einzelnen Gemeindedieners entstanden erst in späterer Zeit. Doch finden wir auch zu einer bei den Kirchenvätern öfter erwähnten dritten Klasse von offiziellen weiblichen Personen, den sogenannten heiligen Jungfrauen, im neuen Testament einen Reim. Die Apostelgeschichte berichtet uns nämlich (21,9) ausdrücklich, dass einer der ersten sieben Diakone, der aus der Erzählung vom Kämmerer aus Mohrenland bekannte Philippus, vier jungfräuliche Töchter gehabt habe, die geweissagt hätten.

Sämtliche drei Erscheinungsformen, unter denen die Frau, abgesehen vom Familienleben, uns im Neuen Testament als christliche Frau entgegentritt, kommen nun, bis sie in der mittelalterlichen Nonne zusammenfließen, in der Geschichte der alten Kirche häufig vor; und zwar tritt bald mehr die Eine, bald mehr die Andere in den Vordergrund. Bald wird uns von Witwen erzählt, welche Frauen und Kindern den Taufunterricht erteilten, bei Eheschließungen ein entscheidendes Wort mitredeten, die Waisenerziehung leiteten, in der Kirche einen Ehrenplatz einnahmen und wohl auch ein besonderes Witwenhaus in der Gemeinde bewohnten. Dann wieder ist von Diakonissen die Rede, welche bei der Seelsorge unter den Frauen dem Priester als Mittelglied dienten und dies in dreifacher Weise: zunächst hatten sie bei den weiblichen Katechumenen nach vollendeter Taufe die vorgeschriebene Salbung statt des Geistlichen vorzunehmen; sodann lag ihnen ob, die Armenpflege unter den Frauen zu besorgen, und schließlich musste, so oft eine Frau mit dem Bischof reden wollte, des Anstandeswegen immer eine Diakonisse mitgehen. Auch diese Diakonissen hatten wie die Ehren-Witwen besondere Plätze in den Kirchen; es lag ihnen sogar die doppelte Pflicht ob, einmal beim Eingang für die Frauen Wache zu stehen und dafür zu sorgen, dass keine Unberufene ins Heiligtum der getauften Christen eindringe, und sodann, was auch heute noch nützlich sein könnte, alle die Frauen, welche zu spät zur Kirche kamen, zu ermahnen und mit ihnen zu beten, dass sie eifriger würden.

Im Allgemeinen wiegen im Abendlande die Witwen, in der orientalischen Kirche die Diakonissen vor. Jedenfalls hat das Abendland nie ein so förmliches Diakonissenwesen gekannt wie das Morgenland, wo die weibliche Diakonie der männlichen vollkommen an die Seite gestellt war. Die Diakonisse wurde wie der Diakon vom Bischof mit Handauflegung geweiht. Mit dem Schleier trat sie vor den Altar, wo die feierliche Weihe stattfand mit dem schönen Gebet: „Ewiger Gott, Vater unseres HErrn Jesu Christi, der Du Mann und Weib geschaffen, der Du mit dem heiligen Geist erfüllt hast Mirjam und Debora und Hanna und Hulda, der Du es nicht für unwert geachtet hast, Deinen eingeborenen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen, der Du auch in der Hütte des Zeugnisses und im Tempel Hüterinnen Deiner heiligen Pforten bestellt hast, sieh nun auf diese Deine Magd, die zum Dienste erwählt ist, gib ihr den heiligen Geist und reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, würdig zu vollbringen das ihr aufgetragene Werk zu Deiner Ehre und zur Ehre Deines

Christus, mit welchem Dir sei Ehre und Anbetung samt dem heiligen Geist in Ewigkeit. Amen“. Trotzdem so die Diakonisse großer Ehre gewürdigt wurde, gewann dennoch immer mehr die dritte Klasse der zur Ehelosigkeit und einer immerhin mit Wohltun verbundenen Beschaulichkeit sich verpflichtenden sogenannten „heiligen Jungfrauen“ den Vorrang und zuletzt dermaßen die Alleinherrschaft, dass die Ehren-Witwen und die amtlichen Diakonissen vollständig verschwinden. Näheres erfahren wir übrigens aus den literarischen Quellen der ersten christlichen Jahrhunderte nur von sehr wenigen solcher Diakonissen, Witwen oder heiligen Jungfrauen.

Das lebensvollste und ein wirklich schönes Bild christlicher Liebestätigkeit tritt uns in **Olympias**, der Freundin des Chrysostomus, entgegen. Reich, geistvoll und schön, zog sie es als sie schon im achtzehnten Jahr ihres Lebens Witwe wurde, dennoch vor, sich nicht wieder zu verheiraten, sondern ausschließlich Gott und den Brüdern zu leben. Herrlich ist die Antwort, die sie dem Kaiser Theodosius gab, als er, um sie zur Wiederverhehelichung zu zwingen, ihr die Verwaltung ihrer sämtlichen Güter entzog. „Ihr habt“, schrieb sie ihm, „gegen eure demütige Dienerin nicht nur die Weisheit und Güte eines Herrschers, sondern vielmehr eines Bischofs an den Tag gelegt, indem ihr die schwere Last der Güter, die ich besitze, einem Beamten aufladet und mich dadurch von der Sorge und Unruhe befreit, welche mir die Notwendigkeit, sie gut zu verwalten, auferlegt hätte. Um Eines bitte ich nun noch, und dadurch würdet ihr meine Freude sehr vergrößern: gebt den Befehl, meine Besitztümer unter die Kirche und die Armen zu verteilen. Schon lange fühle ich die Regung der Eitelkeit, welche die eigene Austeilung gewöhnlich begleitet, und ich fürchte stets, die mit den zeitlichen Gütern verbundenen Störungen möchten mich die wahren, die göttlichen und geistlichen Güter vernachlässigen lassen“. Als Theodosius ihr dann die Verwaltung zurückgab, verteilte sie in der Tat Alles zu kirchlichen und wohltätigen Zwecken; und was nicht als das Geringste hervorgehoben zu werden verdient: als ihr bisher so hochgestellter Bischof Chrysostomus auf Anstiften der üppigen und launenhaften Kaiserin Eudoria in Ungnade fiel und verbannt wurde, blieb Olympias ihm treu zur Seite und bewies damit am besten, dass es ihr wirklich um keinen Nimbus vor den Menschen zu tun war.

Während aus der Nähe des Chrysostomus bloß von dieser Einen hervorragenden Frau Kenntnis auf uns gekommen ist, wissen wir dagegen

von einem andern, ebenfalls dem vierten Jahrhundert angehörenden Kirchenvater, vom hl. Hieronymus, dass er eine ganze Reihe von Frauen für den hingebenden Dienst an den Armen und Kranken zu entflammen gewusst hat. Von der berühmtesten derselben, der vornehmen **Paula**, ruft Hieronymus selbst aus: „Welcher Arme ist nicht in ihren Kleidern bestattet, welcher Kranke nicht von ihr erquickt?“ und erzählt von ihr, dass ihr höchster Wunsch gewesen sei, als Bettlerin zu sterben und in einem geschenkten Leichentuch begraben zu werden. Trotz diesen uns übertrieben scheinenden Äußerungen finden wir doch bei diesen frommen Frauen der alten Kirche weder die ausschließliche Beschaulichkeit, noch die abstoßende Scheinheiligkeit des späteren Nonnentums. Wohl siedelte Paula am Ende ihres Lebens mit ihren gleichgesinnten Töchtern und einigen Freundinnen nach Jerusalem über und gründete dort einen klösterlichen Verein, aber eben mit der Absicht, ohne Dienerinnen alle, auch die geringsten Geschäfte selbst zu besorgen und den schmutzigsten Kranken, ja selbst den Aussätzigen persönlich zu dienen.

Mit solch großartiger Selbstverleugnung haben denn auch jene christlichen Frauen der alten Kirche nach dem einstimmigen Zeugnis der Kirchenväter einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht und der Ausbreitung des Christentums um so mehr Vorschub geleistet, weil diese hingebende Liebe dem unzugänglichsten Heiden imponieren musste. Auch an den Ehren der großen Blutsaat der ersten drei Jahrhunderte, aus welcher das erstaunliche Wachstum der christlichen Kirche von jeher und gewiss mit Recht ist hergeleitet worden, haben die Frauen einen schönen Anteil. Im Anschluss an das Vorherige seien hier in erster Linie jene zwei kleinasiatischen Diakonissen genannt, welche der nach seinen Begriffen nur gerechtigkeitsliebende Plinius als Statthalter des Kaisers Trajan durch die grausamste Folter zwingen wollte, die vermeintlichen Scheußlichkeiten der christlichen Gemeinde-Zusammenkünfte zu bekennen. Trotz allen Qualen erzählten die tapferen Mädchen nichts als die Wahrheit, die dann der vornehme Römer mit ärgerlichem Spott seinem Kaiser berichtete: dass die Christen an einem bestimmten Tag zusammenzukommen pflegten, um ein Lied zum Lob ihres Gottes Christus miteinander zu singen und sich gegenseitig zu verpflichten, aber nicht zu irgend einem Verbrechen, sondern dazu, sie wollten keinen Diebstahl, keinen Ehebruch begehen, das gegebene Wort nicht brechen, anvertrautes Gut keinem vorenthalten; darauf pflegten

sie auseinander zu gehen und erst Abends zu einem einfachen und schuldlosen Mahl sich wieder zu vereinigen.

Fünfzig Jahre später sollten unter Mark Aurel, ca. 180 nach Christo, zwei andere Frauen in Gallien, **Biblias** und **Blandina**, ebenfalls durch die Folter gezwungen werden, gegen ihre Glaubensgenossen falsches Zeugnis abzulegen. Beide wurden in ausgesuchtester Weise zu Tode gemartert. Blandina wurde zuerst an einen Pfahl gehängt und so den wilden Tieren preisgegeben. Als sie halb zerfleischt war, band man sie in ein Netz und ließ einen wütenden Stier mit diesem Ball spielen; und erst dann gab man ihr den tödlichen Stich.

Eine besonders lebendige und ergreifende Anschauung gewähren uns die Akten von dem Märtyrertum dreier Afrikanerinnen: der **Potamiana** von Alexandrien und der **Perpetua** und **Felicitas** von Karthago, zur Zeit des Kaisers Septimius Severus, ca. 200 nach Christo. Potamiana (vgl. Eusebius, Kirchengeschichte VI, 5), ebenso ausgezeichnet durch ihre unentwegte Tugend wie durch ihre blühende Schönheit, wurde, nachdem sie weder durch Drohung, noch durch Verspottung, noch auch durch die schreckliche Geißelung zur Untreue gegen ihren Heiland und dessen Gebot hatte bewogen werden können, zum Feuertod verurteilt. Ihr Körper wurde nach und nach von den Fußsohlen bis zum Scheitel in siedendes Pech getaucht. Ein gewöhnlicher Profoss, Namens Basilides, der das schreckliche Urteil des Richters ausführen musste, empfing einen solchen Eindruck von der Standhaftigkeit der Märtyrerin, dass er schon während der Exekution sie vor Misshandlungen des Pöbels schützte und auch nachher Tag und Nacht von dem Gedanken an sie verfolgt wurde. Einst sah er sie im Traum ihm eine Krone aufsetzen und hörte, wie sie ihm zurief: „ich habe für dich zum HErrn gebetet und Erlösung erlangt, bald wirst auch du in sein Reich aufgenommen werden.“ Basilides meldete sich in der Tat zur Aufnahme in die Gemeinde und wurde Katechumene. Und als er bald darauf von einem seiner Kameraden zu einem Eid bei den Göttern aufgefordert wurde, weigerte er sich dessen und bekannte offen, sein christlicher Glaube sei es, der ihm zu schwören verbiete. Man glaubte anfänglich, er scherze nur; da er aber auf seiner Aussage beharrte, ward er vor den Richter geführt und ins Gefängnis geworfen. Dort erhielt er noch die Taufe und wurde dann enthauptet. Auch vielen Anderen soll Potamiana damals erschienen sein, und es soll auf diesem Weg das Märtyrertum der Potamiana eine eigentliche

Massenerweckung in Alexandrien zur Folge gehabt haben. Und wir haben gewiss keinen Grund, hieran zu zweifeln. Im Gegenteil, es wäre merkwürdig, wenn die heldenmütige Gelassenheit, womit selbst zarte Jungfrauen den Tod erduldeten, nicht tiefe Spuren bei den Augenzeugen zurückgelassen hätte. Kein Wunder, dass Szenen, wie die eben geschilderte, sich jedermann tief einprägten, in den lebhaftesten Traumbildern wieder auftauchten und alle auch nur einigermaßen für die Macht der Wahrheit zugänglichen Seelen anspornten, ihr Heil bei Christo zu suchen!

Im Jahre 202 nach Christo, also ungefähr zur gleichen Zeit wie Potamtäna, wurden in Karthago die beiden jungen Frauen Perpetua und Felicitas um ihres Glaubens willen hingerichtet.

Vivia Perpetua, eine junge Frau von 21 Jahren, war die Tochter einer christlichen Mutter, aber eines heidnischen Vaters. Um sie zum Abfall vom Christentum und zur Rückkehr an die Altäre der Götter ihres Vaters zu bewegen, warf man sie in einen finstern, dumpfen Kerker. Dort war ihr neugebornes Kind, das sie stillte, ihr Trost, zugleich aber auch ihr Kummer. Vergeblich kam ihr Vater, um sie zu bitten, sie solle den Christenglauben abschwören, um sich selbst die Qual, ihm die Schande der öffentlichen Hinrichtung zu ersparen. Sie wies auf ein vor ihr stehendes Gefäß und fragte: „Kann ich dies Gefäß etwas anderes nennen als was es ist?“. Und als der Vater hierauf mit Nein antworten musste, erwiderte sie: „Ebensowenig kann ich sagen, ich sei keine Christin, da ich in Wirklichkeit eine bin.“ Statt nachzugeben, ließ sie sich von einem christlichen Diakon, der sich Zutritt zum Gefängnis verschafft hatte, taufen und später das Abendmahl reichen. Dadurch fühlte sie sich so gestärkt und erquickt, dass es ihr vorkam, der Kerker sei in einen Palast verwandelt. Auch liebliche Träume, in welchen der gute Hirte ihr mit seinem Trost erschien, befestigten ihren Glaubensmut. Und Festigkeit hatte sie nötig; denn als ihr Vater vernahm, dass es nun zum endgültigen Verhöre kommen sollte, eilte er nochmals zu ihr und beschwor sie aufs Dringlichste: „Meine Tochter, habe doch Mitleid mit meinen grauen Haaren, habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch wert bin, dein Vater zu heißen. Ich habe dich bis zu der Blüte deines Alters erzogen, ich habe dich mehr geliebt als alle deine Brüder, o gib mich nicht solcher Schande unter den Menschen preis. Siehe deine Mutter, siehe deine Verwandten, siehe deinen Sohn an, der, wenn du stirbst, dich nicht überleben wird. Lass den hohen Sinn fahren, womit du uns alle ins Verderben stürzt.“ Dabei warf

sich der Greis ihr zu Füßen und nannte sie unter Tränen seine Gebieterin. Allein auch bei diesem herzerreißenden Auftritt behielt Perpetua die Gegenwart des göttlichen Geistes. Wohl verschleierte sich ihr leibliches Auge und sie weinte, dass ihr Vater sich allein in ihrer Familie nicht über ihre Leiden zu freuen vermöge. Aber ihr innerer Blick, die Einsicht in den Willen des himmlischen Vaters und ihre Christenpflicht, blieb ungetrübt. Ruhig erklärte sie dem Vater: „Wenn ich vor dem Richterstuhl stehe, wird geschehen, was Gott will, denn wisse, dass wir uns nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt befinden.“ Auch als ihr Richter, der Statthalter Hilarianus, gerührt von ihrer Jugend, von dem Anblick des zitternden Vaters und des zarten Kindleins, durch einen Appell an ihr menschliches Gefühl sie zu retten versuchte und für das Wohlsein des Kaisers zu opfern aufforderte, blieb sie standhaft und antwortete auf die letzte entscheidende Frage: bist du eine Christin? mit fester Stimme: ja. Ihre Freundin **Felicitas** wurde im Kerker eines Kindes entbunden. Während der Geburt seufzte sie tief; da stellte man ihr vor, welch ungleich schwerere Leiden ihrer im Zirkus¹⁶ warteten, beim Kampf mit den wilden Tieren, zu dem sie und Perpetua verurteilt worden. Sie aber gab die großartige Antwort: Jetzt leide ich, was ich leide, dann aber wird es ein Anderer sein, der für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.“ Selbst den Kampfrichtern der Arena imponierte diese Seelenstärke. Bei einem zu Ehren des Prinzen Geta veranstalteten Feste sollten die beiden jungen Frauen den Bestien vorgeworfen werden; und zwar sollten sie, damit die Sache für den schaulustigen Pöbel einen neuen Reiz bekäme, im Gewande von Ceres-Priesterinnen erscheinen. Allein dagegen sträubten sie sich mit solcher Entrüstung und erinnerten so inständig: „wir gehen ja gerade deshalb freiwillig in den Tod, um nichts Heidnisches tun zu müssen,“ dass nach Aussage der Akten sogar die Ungerechtigkeit das gute Recht dieser Weigerung anerkennen musste und ihnen die Vermummung erließ. Als die wütenden Tiere sie schon zerfleischt hatten, konnten die beiden Freundinnen noch zu einander gelangen und sich umarmen, ehe sie von Henkershand den Gnadenstoß erhielten. Anderen ähnlichen Märtyrerinnen brachte wohl, wie Gabriel Max es so schön dargestellt hat, ein ihnen persönlich Nahestehender oder durch ihren Heldenmut Begeisterter mitten aus dem Zuschauerkreise eine letzte Huldigung dar, eine Rose, oder den Ruf: have pia anima, lebewohl, fromme Seele!

Wir besitzen von den wenigsten der übrigen Märtyrerinnen ausführliche und zugleich glaubwürdige Nachrichten. Die Todesschicksale der in den schrecklichen diokletianischen Christenverfolgungen massenweise dahingeschlachteten Frauen und Jungfrauen sind so legendenhaft überliefert, dass es schwer halten würde, den wahren und erbaulichen Kern aus der oft recht plumpen, abergläubischen Schale zu befreien. Welche Unmasse von Christen allein in Rom selbst von dem neronischen Blutbad bis zur Anerkennung des Christentums als Staatsreligion durch Kaiser Konstantin, also in den 260 Jahren von 64 bis 324 nach Chr. um ihres Glaubens willen auf alle nur erdenkliche Arten getötet worden sind, zeigt am besten die glaubwürdige Überlieferung von den zwei uralten römischen Kirchen der heil. **Praxedis** und der heil. **Bibiana**. Die Erstere rühmt sich auf dem Grabe von 2300 namhaften Blutzeugen zu stehen, von den Vielen, deren Name Gott allein wisse, nicht zu reden; und in S. Bibiana, welche offenbar auf dem Grund und Boden einer Arena sich erhebt, kann man gar eine alte Inschrift lesen, laut welcher an diesem Ort 11.266 Männer mit mindestens ebenso viel Weibern und Kindern den Märtyrertod erlitten hätten.

Dass den Gräueln durch Konstantin ein entschiedenes Ende gemacht und das Christentum, freilich nicht zu seinem inneren Vorteil, auf den Thron erhoben wurde, ist nicht zum Mindesten das Verdienst einer Frau, und zwar der Mutter Konstantins, der vom geringen Stande einer Gastwirtin zur höchsten Fürstenwürde gelangten **Helena**. Ihr Einfluss war es, der den höchst unentschlossenen Kaiser bewog, dem Christentum nicht nur Schutz zu gewähren, sondern Macht einzuräumen. Freilich vermochte sie nicht, ihrem oberflächlichen, nur nach den Eingebungen der Staatsraison handelnden Sohne den Blick in das wahre Wesen des Christentums zu erschließen; denn sie selbst war eine äußerst leichtgläubige und wundersüchtige Frau, welche den Reliquiendienst nach Kräften beförderte. Dafür genießt sie denn auch in den Legenden der römischen Kirche großes Ansehen. Eben darum soll aber nicht sie, sondern eine für das wirkliche Gedeihen des Reiches Gottes ungleich bedeutendere Mutter des christlichen Altertums diese Reihe von Frauen aus der Geschichte der alten Kirche abschließen: **Monika**, die Mutter des großen Kirchenvaters Augustinus. In ihr sind zu einem harmonischen Bild echten Seelenadels alle die Züge vereinigt, welche uns heute zerstreut begegnet sind: kontemplative¹⁷

Frömmigkeit und sittlicher Ernst, dienende Liebe und duldender Glaube. Monika war schon von Geburt her christlich und hatte daheim, namentlich von einer alten Magd, die schon ihren Vater auf den Armen gewiegt hatte und darum besonderes Ansehen im Hause genoss, treffliche Anleitung zu christlicher Lebensweisheit empfangen. In ihrer Ehe konnte sie ihr Christentum bewähren; denn sie teilte das Los so vieler damaliger christlicher Frauen, welche, an heidnische Männer verheiratet, tagtäglich die größten Schmähungen und jedenfalls vielfache Hinderung in der Ausübung ihres Glaubens sich mussten gefallen lassen. Patricius, der Mann der Monika, war nun zwar kein unedler, aber ein besonders heftiger und aufbrausender Mensch. Da bedurfte es großer Selbstüberwindung von Seiten der frommen Frau, und nur dadurch, dass sie es über sich brachte zu schweigen, wenn er ihr im Zorn Unrecht tat, gelang es ihr, den häuslichen Frieden aufrecht zu erhalten. Durch ihren keuschen, gottesfürchtigen Wandel gewann sie denn schließlich auch ohne Worte den Patricius für ihren Glauben, und es bewahrheitete sich so auch in dieser Beziehung das schöne Zeugnis, das ihr Sohn ihr ausgestellt hat¹⁸: „Jedermann, der sie kannte, musste dich selbst, O HErr, lieb gewinnen, weil ihr Umgang bewies, dass du in ihrem Herzen lebst.“ Freilich hatte das fromme Beispiel der Mutter nicht vermocht, den jugendlichen Augustin vor groben Ausschweifungen zu bewahren. Wohl brachten ihre Erzählungen von der Herablassung des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes, das sie ihm machen lehrte, und die Gebete, die sie ihm vorbetete, einen feierlichen Eindruck bei ihm hervor, allein die Verführungen wurden immer stärker, und zuletzt kam es so weit mit ihm, dass er die treubesorgte Mutterliebe als „Weibergeschwätz“ verachtete. Da trennte sich Monika, die unterdessen Witwe geworden, in stummem Schmerz von ihm; sie wollte nicht länger über Tisch seine lästerlichen Reden hören müssen. Doch brach ihr der geistliche Tod des geliebten Sohnes fast das Herz, und sie flehte Tag und Nacht unter Tränen für ihn. Ein christlicher Bischof, dem sie ihre Not klagte und den sie - echt mütterlich - veranlassen wollte, Bekehrungsversuche bei ihrem Sohn zu machen, sah als kluger Mann wohl ein, dass mit plumpem Dreinfahren bei einem wissenschaftlich so gebildeten jungen Manne viel könnte verdorben werden, und versprach deswegen nichts, gab ihr aber zum Abschied den schönen Trost: „Gib dich zufrieden, es ist unmöglich, dass ein Sohn verloren gehe, um den solche Muttertränen geweint werden.“ Auch durch einen merkwürdigen Traum wurde die Hoffnung ihres Mutterherzens

neu belebt. Es träumte ihr nämlich, sie stehe auf einem Richtscheit und weine um ihren Sohn; auf einmal werde sie von einem freudestrahlenden Jüngling nach der Ursache ihres Kammers gefragt und empfangen schließlich von ihm den Trost: „sieh doch um dich, wo du stehst, da steht er auch;“ und wie sie umgesehen habe, sei richtig Augustin mit ihr auf demselben Richtscheit gestanden. Als sie bei Gelegenheit diesen Traum dem Sohn erzählte, versuchte er es, denselben zu seinen Gunsten zu deuten, indem er die Hoffnung aussprach, dass sie zu seiner Lehre sich bekennen werde. Augustin war nämlich mittlerweile in die Sekte der Manichäer¹⁹ eingetreten, welche schöne Worte und Formen vom Christentum entlehnte, um die Öde und Leere ihres heidnischen Unglaubens damit zu drapieren. Monika ließ sich aber von der listigen Wendung, mit welcher Augustin dem Ernst ihres Traumes auszuweichen suchte, nicht verblüffen, sondern antwortete mit großer Geistesgegenwart: nein, nicht wurde mir gesagt: „wo er steht, da bist auch du,“ sondern: „wo du stehst, da steht auch er.“ Zwar fühlte sich der damals von der Dialektik ganz bezauberte Augustin durch diese überraschende Gewandtheit seiner Mutter momentan betroffen, allein an seinem inneren Leben oder auch nur an seinem Verhältnis zur Mutter änderte das nichts. Zwar so viel war von dem ernsten Einfluss der mütterlichen Erziehung bei ihm haften geblieben, dass er die Heuchelei verabscheute und darum trat er, als er bei den Manichäern unter dem frommen Gewand eigentliche Schändlichkeiten entdeckte, aus dieser Sekte aus. Zugleich aber fasste er den Entschluss, nach Rom zu gehen, um dort, wie er der Mutter gegenüber vorgab, ungestört den Studien zu leben, in der Tat aber, um sich, ungehindert von ihren Bitten und Mahnungen, den Genüssen hingeben zu können. Als die Mutter sah, dass sie ihn nicht zurückhalten konnte, wollte sie ihn wenigstens als guter Engel begleiten. Augustin aber, der sich gerade ihrer Gegenwart entziehen wollte, reiste verstohlener Weise ab, während Monika eben in einer Kapelle am Meer für das Heil seiner Seele betete. Er gedachte es böse zu machen und ihren frommen Zumutungen für immer zu entrinnen, Gott aber gedachte es gut zu machen und führte gerade durch diese Reise und den Aufenthalt Augustins in Italien die Erhörung der frommen mütterlichen Gebete herbei. Als Monika, ohne von den Gefahren der weiten Reise zurückzuschrecken, den Sohn in Italien aufsuchte, fand sie ihn zu Mailand als Lehrer der Rhetorik, aber zugleich als Schüler des Bischofs Ambrosius. Zu diesem hatte ihn nicht etwa die Heilsbegierde, sondern der große Ruf seiner Beredsamkeit

getrieben. Augustin wollte als Lehrer der Beredsamkeit die Predigten des Ambrosius prüfen, bald aber kehrte sich das Verhältnis um: die Redegewalt des Ambrosius drang dem bisher so leichtlebigen jungen Manne ins Herz und nötigte ihn, sich selbst zu prüfen und dabei zu dem richtigen Ergebnis zu gelangen, dass Gott den Menschen für eine ewige Bestimmung geschaffen habe, und dass des Menschen Herz ruhelos sei, bis es ruhe in Gott. Diese Anfänge der inneren Umwandlung wurden natürlich von Monika mit Freuden begrüßt; sie hing fortan als dankbarste Zuhörerin an dem Munde des Ambrosius, den sie wie einen Engel Gottes verehrte. Es vergingen indessen noch mehrere Jahre, bis sie den Sohn als wirklich gerettet ansehen konnte und an Ostern des Jahres 387 seiner Taufe durch Ambrosius beiwohnen durfte. Damit war aber auch ihre Lebensaufgabe vollendet. Auf der Rückreise nach Afrika starb sie zu Ostia bei Rom. Dort, wo sie einige Zeit auf günstigen Wind zur Überfahrt warten mussten, bewohnten sie am Ausfluss des Tiber ins Meer ein ländliches Haus und verkürzten sich das Warten mit frommen Gesprächen. In dieser Situation findet man wohl Monika und Augustin am meisten abgebildet, und es ruht auf der schönen Gruppe der Morgenglanz der Ewigkeit. Es ist uns, wir hörten die fromme Mutter jene schönen Worte sprechen, welche Augustin uns in seinen Bekenntnissen aufbewahrt hat: Ein Einziges wars, warum ich ehemals noch gerne länger lebte: dich nämlich als einen Christen zu sehen, ehe ich stürbe. Gott hat meine Hoffnung über Erwarten erfüllt, da ich dich als seinen Diener sehe. Warum sollt' ich nun länger hier bleiben?“ Augustin aber blickt zu ihr auf mit jener Verehrung, welcher er in den Eingangsworten zu ihrer Lebensbeschreibung Ausdruck gegeben hat: „Diese treue Dienerin Gottes hat mich nicht nur in das zeitliche Leben, sondern mit ihrer Liebe hat sie mich zum ewigen Leben geboren.“

Als Monika gestorben war, wehrte Augustin den lauten Klagen der Seinigen. Es schien ihm nicht billig, sie mit Geschrei und Tränen zu betrauern; „Sie ist,“ sprach er, „weder elend gestorben, noch überhaupt gänzlich gestorben. Mit Recht mag man an den Gräbern derer heulen, die unselig dahingefahren sind, oder deren gänzliche Vernichtung man beklagt. An dem Grab unserer Mutter, für deren Seligkeit ihre Tugend und ihr ungeheuchelter Glaube uns bürgen, lasst uns den Psalm anstimmen: Von Gnade und Gericht will ich singen und dir, HErr, Lob sagen.“

IV. Die Heiligen des Mittelalters.

Das Mittelalter, d. h. die große Periode von 500 bis 1500 nach Christo, gilt im Allgemeinen als ein tausendjähriges Reich der finstersten Finsternis; und namentlich in Zeiten und Zeitrichtungen, welche wie die gegenwärtige die Signatur der herrschenden Aufklärung tragen, hat sich das Mittelalter immer müssen zum Gespött machen und als sprichwörtlichen Inbegriff von Despotismus, Dummheit und Aberglauben gebrauchen lassen.

Kulturkampffreudige Feuilletonisten laufen einander in drastischen Beschreibungen des mittelalterlichen Verderbens den Rang ab; das Durchschnitts-Publikum kommt zum Gruseln, sobald nur Einer das Wort „Mittelalter“ über die Lippen bringt; und der moderne Bildungsphilister meint für den hohen Grad seiner geistigen Entwicklung keinen durchschlagenderen Beweis erbringen zu können als einen möglichst deutlich ausgesprochenen Widerwillen gegen Alles, was Mittelalter heißt. Diese Tendenz entspringt, wenn wir genauer zusehen, geradezu aus der Unwissenheit, aus gänzlich mangelnder oder doch bloß einseitiger Bekanntschaft mit der Geschichte des Mittelalters und mündet aus, wie es am Tag liegt, in der rücksichtslosesten Barbarei gegen die Kulturdenkmäler jener Zeit. Dagegen gibt es ein nicht minder verwerfliches anderes Extrem, einen abgöttischen Kultus des Mittelalters und dieser ist namentlich dem Ultramontanismus aus naheliegenden Gründen eigen. Doch hat diese Richtung auch innerhalb der evangelischen Christenheit je und je ihre Vertreter gehabt. Zu den zielbewussten Romanisten gesellen sich gefühlvolle Romantiker, für deren schwärmerische Liebhabereien das mystische Halbdunkel der mittelalterlichen Dome und Kreuzgänge den richtigen Hintergrund bildet, oder kunstbegeisterte Ästhetiker, welche sich keine Erhabenheit ohne den gotischen Spitzbogen denken können. Vor beiden Abwegen, vor der Verketzerung wie vor der Vergötterung des Mittelalters, bewahrt uns eine ruhige Betrachtung seiner Geschichte und namentlich eine unbefangene Beleuchtung einzelner hervorragender Äußerungen des sittlichen und religiösen Lebens jener Zeit. Dabei werden wir inne, dass sowohl das Böse wie das Gute im Mittelalter riesige Dimensionen annahm. Die Selbstsucht wurde auf die Spitze getrieben, Menschen - und oft was für welche! - nahmen das Gottesreich in Pacht und betrogen den Nächsten um sein Bestes, indem sie den Satz aufstellten, von christlichem Leben könne nur da die Rede sein, wo für die Kirche, d. h. für die Pläne und Bestrebungen Roms gearbeitet werde. Aber, wenn wir nun

diese Arbeit, für welche in Rom die Tagesordnung immer strammer festgestellt wurde, näher ins Auge fassen, welch staunenerregende Arbeitskräfte, welch glanzvolle Arbeitsprodukte treten uns da entgegen! Neben der schrankenlosesten Selbstsucht und Herrschsucht die tiefste Tiefe der Selbsterniedrigung und die völlige Hingabe an die von Jesu Christo gestellten Aufgaben. Für Beides finden wir in allen drei Epochen des Mittelalters auch weibliche Beispiele.

Die mittelalterliche Kirchengeschichte wird nämlich am richtigsten in drei Perioden zerlegt. Den ersten Abschnitt bildet die Zeit des Aufschwungs der päpstlichen Gewalt bis zu Gregor VII., den zweiten die Zeit der größten Macht und Herrlichkeit des Papsttums bis zu Bonifacius VIII. und den dritten die Zeit der Korruption der päpstlichen Kirche, wo einerseits die Notwendigkeit, andererseits die Möglichkeit der Reformation sich anbahnte. Da wir es jedoch hier nicht mit einer Geschichte des Papsttums, sondern mit dem Anteil der Frauen an der Geschichte des Reiches Gottes zu tun haben, so werden wir natürlich der Frauen unsere Aufmerksamkeit nicht schenken, welche für die Kirche Christi keine Bedeutung hatten, sondern nur am Hofe des „Antichrists“ in Rom eine Rolle gespielt haben. Wir brauchen uns also glücklicherweise auch mit den schamlosen Buhlerinnen nicht zu befassen, welche zweimal, am Anfang und am Ausgang des Mittelalters, die sogenannten Statthalter Christi beherrscht und das Zerrbild der Theokratie vollends zur Pornokratie herabgewürdigt haben. Wir können uns aber überhaupt für unsern Stoff an die vorhin erwähnte Dreiteilung nicht halten, sondern müssen die von unserem Gesichtspunkt aus hervorragenden mittelalterlichen Frauen anders zusammenordnen. Wenn wir die sämtlichen, für das allgemeine kirchengeschichtliche Interesse besonders fesselnden Frauengestalten jener tausend Jahre heraussuchen, so treten uns ungesucht zwei große Gruppen entgegen: Fürstinnen und Klosterfrauen. Natürlich können wir nicht jede Einzelne näher ins Auge fassen. Viele sind uns ohnehin nur dem Namen nach bekannt, bei Anderen wieder vermögen wir nicht zu unterscheiden, ob das uns von ihnen überlieferte Wahrheit oder Dichtung, Geschichte oder Legende, gesunde Naturfarbe oder geschminkter Heiligenschein ist. Und so müssen wir uns begnügen, die große Menge nur flüchtig zu grüßen, damit wir bei denen umso länger verweilen können, welche mit vollem historischem Recht als „Heilige“ und als Perlen des weiblichen Geschlechtes gelten, und denen auch der nüchternste Protestant ihren Platz in der Walhalla des Reiches Gottes nicht streitig machen kann.

Dass Fürstinnen im Mittelalter entscheidenden Einfluss auf die Geschicke der Kirche ausgeübt haben, darf uns nicht verwundern; wurde doch zu jener Zeit alles öffentliche Leben von den Höfen aus in allein maßgebender Weise bestimmt. So sind die beiden intriganten byzantinischen Kaiserinnen Irene und Theodora es gewesen, welche am Ende des achten und am Anfang des neunten Jahrhunderts durch allerlei wenig rühmliche Weiberlist dem langen Streit wegen des Bilderdienstes ein Ende gemacht und den Bilderfreunden von oben herab zum verhängnisvollen Sieg geholfen haben. Dagegen haben zwei edle deutsche Kaiserinnen ihre hohe Stellung zu Besserem benützt. Die heilige **Mathildis** (+ 968), das hehre Vorbild einer christlichen Familienmutter, milderte mehr als einmal durch sanfte Fürbitte die Strenge ihres Gemahls, Kaisers Heinrich des Ersten. Sterbend gab er ihr das Zeugnis: „Kein Mann hat je eine treuere und gottesfürchtigere Gattin gehabt. Ich danke meinem Erlöser, dass ich dich nicht überlebe. Habe Dank, dass du oft meinen Zorn besänftigt, mir nützlichen Rat erteilt, mich von der Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geführt und zur Barmherzigkeit gegen die Unterdrückten ermahnt hast.“ Als Witwe übte Mathildis eine solche Freigebigkeit, dass ihre Söhne der angeblichen Verschwendung mit Gewalt in den Weg traten und den Boten, deren sich die Kaiserin zur Verteilung ihrer milden Spenden bediente, dies Geschäft bei schwerer Strafe untersagten. Tief gekränkt zog sie sich in die Verborgenheit zurück, und als sie auf Vermittlung ihrer Schwiegertochter, der gleichfalls durch Wohltätigkeit ausgezeichneten **Edgitha**, von Kaiser Otto reumütig wieder an den Hof berufen wurde, krönte sie ihr Alter mit erneuter, fast leidenschaftlicher Fürsorge für die Armen. Anderer Art als die Tätigkeit dieser beiden ersten sächsischen Kaiserinnen war hundert Jahre später die der letzten: der heiligen **Kunigunde** (+ 1040), welche mit ihrem Gemahl, dem kirchenfreundlichen Heinrich II., eine stattliche Reihe von Kathedralen und Klöstern gründete und als Mitstifterin unseres Münsters auch in hiesiger Stadt von Alters her besondere Verehrung genießt. So sehr die römischen Päpste solche Verdienste zu schätzen wussten, so hat doch selbst Gregor VII. in seiner Korrespondenz mit den Gräfinnen Beatrice und Mathilde von Toskana wiederholt daran erinnert, dass die guten Werke nur als Kinder zu betrachten seien der Mutter aller Tugenden, jener wahren Liebe, die vom Himmel auf Erden gekommen, um unser Elend zu tragen, und der gewaltige Papst ist offenbar von seinen frommen und gelehrten Freundinnen nicht missverstanden worden; hat sich doch die Mutter -

Beatrice - die schöne Grabschrift gedichtet, welche noch heute auf dem campo santo in Pisa zu lesen ist: „Quamvis peccatrix, vocata sum domna Beatrix - In tumulto missa jaceo quae comitissa,“ zu Deutsch: „Obgleich eine arme Sünderin, heiße ich dennoch die Selige, und obgleich eine vornehme Gräfin, liege ich doch hier begraben.“

Von demütiger menschlicher Nachahmung jener wahren göttlichen Liebe gibt es aber in der ganzen reichen Geschichte der christlichen Kirche kaum ein ergreifenderes Beispiel als das, welches eine deutsche Fürstin des Mittelalters gegeben hat: die in Wort und Bild seit 650 Jahren mit Recht vielgepriesene, thüringische Landgräfin **Elisabeth**. In ihr tritt uns mitten im Mittelalter, also in der Zeit, wo die Verzerrung des ursprünglichen Christentums am größten war, die Lichtgestalt einer echten Jüngerin des Herrn entgegen. Kein Wunder, dass sich ihr die Sagedichtung von ihrem Todestag bis hinab in unser Jahrhundert mit vollem Enthusiasmus zugewendet hat. Die Geschichte aber darf sich von dem Parfüm der Dichtkunst nicht betäuben und auch von der glühenden Rhetorik des geistreichen Grafen Montalembert nicht hinreißen lassen. Es ist auch gar kein Grund dazu vorhanden; denn Elisabeth steht auch vor dem Forum der unbestochenen wissenschaftlichen Forschung in der ganzen Glorie einer außerordentlichen Demut, Entsagung, Selbstverleugnung und Selbstentäußerung da. Und das ist doch gewiss mehr wert als alles Flittergold der lieblichsten, bloß angedichteten Wunder.

Elisabeth war die Tochter eines Kreuzfahrers, des ungarischen Königs Andreas II., und geboren zu Preßburg im Jahre 1207. Als sie vier Jahre alt war, erschien am Hof ihres Vaters eine glänzende Gesandtschaft des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, um die ungarische Prinzessin als Verlobte des thüringischen Thronfolgers Ludwig nach der Wartburg mitzunehmen. Nach damaliger Sitte sollte sie an dem Ort ihres zukünftigen Wirkens erzogen werden. Und so verbrachte sie denn ihre Kindheit in der geistig regsamsten Umgebung jener Zeit, an dem genuss- und prachtliebenden Hof von Thüringen. Bald aber zeigte es sich, dass ihr ganzer Sinn mit der lebensfrohen und wohl auch etwas leicht geschürzten Stimmung, die am Hof ihres zukünftigen Schwiegervaters herrschte, in entschiedenem Widerspruch stand, und dass auch Ludwig einer ernsteren Auffassung des Lebens sich zuneigte. Das schien den frohgesinnten Hofschranzen, welchen das buntbewegte Leben mit den verschiedenen

geistigen und leiblichen Genüssen gar wohl behagte, für die Zukunft gefahrdrohend, und es bildete sich unter der Anführung der eigenen Mutter Ludwigs, der bairischen Prinzessin Sophie, eine sogenannte Camarilla mit der Absicht, durch allerlei Intrigen dahin zu wirken, dass die Heirat unter irgendeinem Vorwand vereitelt werde. Da starb 1216 der Landgraf Hermann, und der Kaiser nahm keinen Anstand, den erst sechszehnjährigen Ludwig um seiner allgemein bekannten Gedicgenheit willen volljährig zu erklären. Nun änderte sich mit einem Mal das Leben auf der Wartburg. Die Minnesänger zogen betrübt von dannen, und die Widersacher der frommen Elisabeth mussten einsehen, dass ihre Pläne, sie entweder in ein Kloster zu verweisen oder ihrem Vater zurückzuschicken, nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg hätten. Zwar am Anfang setzten sie ihre Machinationen fort, allein der Landgraf erklärte offen: „und wenn die Berge Thüringens vom Gipfel bis zur Talsohle aus lauter Gold bestünden, doch wollt ich lieber und leichter auf sie verzichten als auf die Ehe mit Elisabeth.“ Diese aber, als ihr die liebliche Rede ihres Bräutigams gemeldet wurde, geriet in große Freude und zeigte gern ein Geschenk, das sie von Ludwig erhalten, einen kostbar gefassten Spiegel mit dem Bilde des gekreuzigten Christus, ein sprechendes Symbol der gemeinsamen Anschauung. „Sie liebte“ so wird mit Recht von ihr gesagt - „in der ganzen Innigkeit und Demut ihrer Seele, wie ein reines, edles, jungfräuliches Herz nur lieben kann.“

Die Ehe wurde 1221 vollzogen, als Ludwig 20, Elisabeth 14 Jahre zählte und erreichte in jeder Hinsicht das Ideal eines innigen, anmutigen Verhältnisses. Beide hatten eine untadelhafte Jugend hinter sich und blieben einander mit unwandelbarer Treue ergeben. Als zärtliches Weib begleitete Elisabeth ihren Gemahl auf allen seinen oft sehr beschwerlichen Reisen. Und wenn er in den Krieg zog, wohin sie ihm nicht folgen konnte, so legte sie allen Schmuck ab und kleidete sich wie eine Witwe. Erwartete sie ihn aber zurück, so schmückte sie sich wieder, nicht aus Prachtliebe, sondern um dem heimkehrenden Mann Freude zu bereiten und ihre Freude zu bezeugen. Drei Kinder gebar sie ihm, einen Knaben und zwei Töchter; und wenn sie dann zum ersten Mal das Haus Gottes besuchte, legte sie jeweilen ein schlichtes, wollenes Kleid an, nahm das neugeborene Kind in den Arm und ging barfuß den steilen, steinigen Weg von der Burg hinab zur Kirche. Nach Hause zurückgekehrt, schenkte sie die ganze Kleidung, die sie auf solchem Gang getragen, den Armen. In ihrer ausgesprochenen Vorliebe für Werke der Mildtätigkeit wurde sie von dem Landgrafen nicht nur nicht

gehindert, sondern im Gegenteil unbedingt gebilligt und gegen wiederholte Anklagen der stetsfort regsamen Gegenpartei kräftig geschützt. Als sie während einer längeren Abwesenheit Ludwigs zur Stillung der großen Hungersnot von 1226 die sämtlichen seit Jahren gesammelten landesherrlichen Vorräte unter die Armen hatte verteilen lassen, wurde sie von ihren Feinden nachher bei dem Gemahl umsonst wegen Verschwendung angeklagt. Auch hatte Ludwig durchaus nichts dagegen, dass Elisabeth dem sogenannten Tertiärerorden beitrug. Um nämlich auch Verheirateten Gelegenheit zu geben im Kreis der Familie und des bürgerlichen Lebens dem armen, selbstverleugnenden Leben Christi nachzufolgen, hatte gerade damals, etwa im Jahre 1222, der heilige Franz von Assisi, dem wir später wieder begegnen werden, einen großen Verein ins Leben gerufen, dessen Mitglieder, ohne zu den Gelübden der Ehelosigkeit und der vollständigen Entäußerung von allem Besitz genötigt zu sein, versprechen mussten, alle Gebote Gottes zu halten, namentlich allem unrechtmäßigen Erwerb und aller geräuschvollen Weltlust zu entsagen, sich mit dem Nächsten auszusöhnen, ihre kirchlichen Pflichten eifrig zu erfüllen, sich größter Mäßigkeit in Kleidung, Speise und Trank zu befleißigen und die guten Werke zu ihrer vornehmsten Lebensaufgabe zu machen. Mit diesen Regeln des heiligen Franz nahm es Elisabeth, welche auch in Eisenach eines der ersten deutschen Franziskanerklöster gegründet hat, sehr ernst. Nicht nur stiftete sie, ebenfalls in Eisenach, ein Hospital für 24 durch Alter und Krankheit Gebrechliche, sondern sie nahm sich selbst der Pflege der Kranken, auch der sonst ängstlich gemiedenen Aussätzigen an. Einst legte sie sogar einen solchen Kranken, dessen Verstoßenheit ihr Herz besonders gerührt hatte, nachdem sie ihn gewaschen und gereinigt, in das Bett des Landgrafen. Natürlich benutzte ihre feindselige Schwiegermutter diesen Anlass und führte ihren Sohn in sein Schlafgemach, um ihm zu zeigen, wie seine Frau sein eigenes Bett missbrauche und ihn dadurch der Gefahr aussetze von der hässlichen Krankheit angesteckt zu werden. Der Chronist, Ludwigs Biograph, fährt fort: „Da öffnete aber Gott die inneren Augen des frommen Fürsten, er schaute den Gekreuzigten in seinem Bett liegend und bat nun seine Gemahlin auch ferner öfter solche Gäste in sein Bett zu legen.“ Diesen rührenden Vorgang mit der durch Gottes Geist in Ludwig hervorgebrachten rechtzeitigen Erinnerung an Jesu Wort: „Was ihr getan habt einem dieser geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan“ hat natürlich die

Legende zu einem Wunder umgestaltet. Uns ist er in seiner einfachen geschichtlichen Wahrheit ein neuer Beweis dafür, dass Elisabeths zärtliche Liebe zu Ludwig nicht sowohl in den vortrefflichen übrigen Eigenschaften des Landgrafen, sondern namentlich in der Gleichheit der christlichen Denk- und Handlungsweise ihren tieferen Grund hatte. Jedenfalls wurde ihr das eheliche Glück nicht zu einem Hindernis der Gottseligkeit, und als sie sich einmal darüber ertappte, dass sie während der Messe ihre Augen mit Wohlgefallen auf ihrem Gemahl hatte ruhen lassen, wurde ihr das zum Gegenstand bittersten Seelenschmerzes und reuigster Zerknirschung.

Eine übertrieben asketische Richtung entwickelte sich das gegen bei Elisabeth in den letzten Abschnitt ihres Lebens und zwar unter dem Einfluss des düstern Ketzermeisters Konrad von Marburg. Dieser, vom Papst zum Inquisitor Deutschlands ernannt, hatte seit Ende 1225 am Hof des so eminent kirchlich gesinnten Landgrafen einen geeigneten Mittelpunkt für seine schreckenerregende Tätigkeit und an der für religiöse Einwirkungen besonders empfänglichen Landgräfin ein leider nur zu fügsames Beichtkind gefunden. Meister Konrad war ohne Zweifel ein ungewöhnlicher Mann, der mit seltener Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und sittlicher Unsträflichkeit den finstersten Fanatismus verband. In ihm steht der gewissermaßen vollendetste Vertreter jener mittelalterlichen Richtung vor uns, welche in der raffiniertesten Selbsttötung die edelste Blüte des Glaubens erkannte. Getreu seinem Wahlspruch: „lieber viele Unschuldige opfern als eines Schuldigen schonen“ hat er seines schrecklichen Amtes gewartet. Es hieß, wer vor ihm angeklagt werde, der sei unrettbar verloren. Er hat den traurigen Ruhm, in seinem Eifer gegen die Ketzer einen ganzen edlen Volksstamm in Norden Deutschlands vernichtet zu haben, aber auch das hohe Verdienst, durch seinen Terrorismus dem deutschen Volk einen unauslöschlichen Abscheu vor der Inquisition eingepflanzt zu haben. Die Geschichte des Reiches Gottes bedeckt aber seinen Namen nicht zum Mindesten auch deshalb mit Schmach, weil er in die edle Seele der heiligen Elisabeth von Thüringen einen bösen Zwiespalt geworfen und die schöne Harmonie ihres Lebens zunächst gestört und allmählich zerstört hat. Die leuchtenden Tugenden der Demut und der Barmherzigkeit, um derentwillen sie mit Recht zu allen Zeiten verehrt wird, hatte sie im höchsten Grade geübt, ehe Konrad ihr Beichtvater wurde. Sein Wert dagegen ist, dass sie die natürlichste und heiligste aller menschlichen Empfindungen, die Mutterliebe, vergessen und geringschätzen lernte.

Schon zu Lebzeiten ihres Gemahls wusste Konrad es dahin zu bringen, dass Elisabeth ihm förmlich und feierlich Obedienz gelobte und das Versprechen ablegte, falls sie den Landgrafen überleben sollte, nicht wieder zu heiraten. Beides hat sie gewiss gerne versprochen. War es doch immer ihr Bestreben gewesen, Gott in möglichst vollkommener Weise zu dienen; dass sie dazu eines Gewissensrates bedurfte, war nach den Anschauungen ihrer Zeit im Allgemeinen und ihrer Kirche im Besondern selbstverständlich. Wie hätte sie nun einen bessern finden können als den vom heiligen Vater selbst der höchsten Aufträge gewürdigten Meister Konrad? Und dass sie niemals einem Andern als ihrem teuren Landgrafen angehören könnte, verstand sich bei ihrer Verehrung für diesen ebenso von selbst. Hingegen hat Elisabeth jedenfalls erst nach dem Tod Ludwigs und als sie ihre persönliche Selbständigkeit schon gänzlich dem eifernden Mönchsgeist Konrads preisgegeben hatte, in einer schwachen Stunde die überspannte Äußerung getan, sie bedaure, dass sie überhaupt je verheiratet gewesen sei und ihr Leben nicht als gottgeweihte Jungfrau habe beschließen können.

So lange der Landgraf lebte, blieb sie ihm mit ganzer Liebe zugetan und zwar offenbarte sich diese ansprechende natürliche Seite ihres Wesens noch einmal in besonders ergreifender Weise. Ludwig hatte bei seinem Aufenthalt in Italien 1226, teils aus Eifer für das Reich Gottes, teils aus Anhänglichkeit an die Person des Kaisers Friedrich II., diesem versprochen, an einem 1227 auszuführenden Kreuzzug teilzunehmen. Aus liebevoller Rücksicht für seine eben damals der Schonung besonders bedürftige Gemahlin, setzte er sie nach seiner Rückkehr von diesem Entschluss nicht sofort in Kenntnis, trug auch das Kreuz nicht, wie es die Sitte von einem angehenden Kreuzfahrer verlangte, auf seinem Oberkleid angeheftet, sondern verbarg es sorgfältig. Dennoch entdeckte es Elisabeth und erschrak so heftig darüber, dass sie in Ohnmacht sank. Obgleich sie sich unter der Zusprache des frommen Gemahls bald beruhigen konnte, fiel ihr doch der Abschied unendlich schwer, und sie ließ es sich nicht nehmen im Frühling 1227 den von Todesahnungen Erfüllten weit über die Grenzen Thüringens hinaus zu begleiten. Mehrere Male erlangte sie auf inständige Bitten die Erlaubnis, ihm noch eine Tagereise weiter das Geleite geben zu können. Schließlich konnte sie sich aber dem Unabänderlichen nicht länger widersetzen und kehrte mit blutendem Herzen auf die Wartburg zurück. In dieser trüben Stimmung gebar sie ihr drittes Kind und noch leidend empfing sie die Schreckenskunde, dass ihr edler Gemahl am 11. Sept. 1227 zu

Otranto in Apulien einer unter den dort zusammentreffenden Kreuzfahrern ausgebrochenen Krankheit erlegen sei. Außer sich vor Schmerz irrte sie im Zimmer hin und her und klammerte sich im ersten Ungestüm der Klage an den Wänden an. Meister Konrad, den der Landgraf für die Dauer seiner Abwesenheit mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet hatte, war, da eine solche Eventualität in keiner Weise war vorauszusehen gewesen, gerade auch nicht zugegen. Und so fiel Elisabeth wehrlos und schutzlos dem Hass ihrer alten Gegner anheim und wurde mitten im Winter wie eine Bettlerin roh und mitleidslos mit ihren Kindern aus der Wartburg verstoßen. Aus Furcht vor den neuen Gewalthabern, der bösen Mutter und den übelgearteten beiden Brüdern des verstorbenen Landgrafen, gewährte ihr selbst Eisenach kein Unterkommen, obgleich sie dort so viel Barmherzigkeit gesät. Bei ihrem mütterlichen Oheim, dem Bischof Ekbert von Bamberg, der einst ihre frühe Verlobung mit Ludwig von Thüringen eingeleitet, fand sie zwar freundliche Aufnahme, aber zugleich die ihr entsetzliche Zumutung, sich wieder zu verheiraten. Mit ungebeugtem Sinn erklärte sie, dass sie diese Gefahr, wenn kein anderer Ausweg ihr bleibe, selbst durch die äußersten Mittel von sich abzuwenden entschlossen sei. Im Notfall würde sie, um sich jedem Manne widerwärtig zu machen, sich selbst die Nase abschneiden. Als Ludwigs Gebeine von seinen heimkehrenden Begleitern im Dom zu Bamberg ausgestellt wurden, da eilte auch Elisabeth herbei und betete bei den sterblichen Überresten des Geliebten: „Herr, du weißt wohl, dass ich, falls es dein heiliger Wille gewesen wäre, sein Leben und sein liebliches, fröhliches Angesicht aller Freude und Wonne dieser Erde vorgezogen hätte. Gerne würde ich die ganze Zeit meines Lebens in Armut und Dürftigkeit hinbringen, wenn ich mit Deinem Willen seinen Umgang hätte genießen können. Nun aber befehle ich ihn und mich Deiner Gnade und möchte ihn gegen Deinen Willen auch nicht mit dem kleinsten Haar meines Hauptes ins Leben zurückrufen.“ Diese von Ohrenzeugen berichteten schönen Worte führe ich nicht nur als rührenden Ausdruck frommer Gottergebenheit, sondern namentlich deshalb an, weil wir auch aus diesem Gebet deutlich sehen, wie der strenge Meister Konrad ihre treue Liebe zu dem Gemahl durchaus nicht auszulöschen vermochte, und wie eben die vorhin angeführte Äußerung Elisabeths über die Ehe nur als eine durch den Eiferer erst lange nach dem Tod Ludwigs und im Gegensatz zu ihren normalen Gefühlen von ihr erpresste aufzufassen ist.

Auf die inständigen Bitten des Geleites, das die Leiche Ludwigs. nach Thüringen zurückbrachte, zog Elisabeth mit, und ihr Schwager Heinrich Raspe nahm sie, wenigstens vorübergehend, wieder in die Wartburg auf; und zwar nicht nur den Getreuen Ludwigs zu Liebe, sondern aus Rücksicht für den Papst, der sich, offenbar aus Anstiften von Meister Konrad, mittlerweile in die Sache gemischt und diesen Letzteren offiziell zu Elisabeths Vormund bestellt hatte. Mit Konrad siedelte Elisabeth im Laufe des Jahres 1229 nach Marburg über, welches ihr als Witwensitz bestimmt worden. Dort hat sie ihr Leben beschlossen, indem sie teils aufopfernde Nächstenliebe wie früher, ja womöglich in noch gesteigerter Weise übte, teils unter Meister Konrads Anleitung Bußübungen anstellte. Zu diesem Behufe musste sie es sich gefallen lassen, dass Konrad ihre wahrhaft leidenschaftliche Neigung zur Wohltätigkeit mit rauer Hand eindämmte. Sie musste ihre Kinder fremden Leuten übergeben, sie bloß wie andere Menschen lieben und ihre mütterliche Vorsorge auf die Fürbitte beschränken lernen. Sie musste ihr ganzes früheres Leben als ein verfehltes ansehen und für jede in Konrads Augen unfromme Handlung mit Backenstreichen und Geißelhieben auf den entblößten Rücken sich strafen lassen. Die letztere Züchtigung vollzog nicht er selbst, sondern ein dienender Bruder, und Meister Konrad sang das Miserere („Erbarme dich“) dazu. Um ihr vollends jede Erinnerung an die Vergangenheit zu nehmen, entließ Konrad die beiden treuen Dienerinnen, welche sie seit Jahren umgeben hatten, und ersetzte sie durch zwei widerwärtige Personen, welche ihre Geduld auf alle erdenklichen Proben stellten. Dennoch verlor Elisabeth weder die Heiterkeit ihres Gemüts noch die Klarheit ihres Verstandes. Als sie kurz vor ihrem Tod in einer Franziskaner-Kirche auf die schönen Bilder aufmerksam gemacht wurde, erwiderte sie: „ihr hättet besser getan, das Geld für Nahrung und Kleidung zu verwenden; den Gegenstand dieser Bilder müsst ihr im Herzen tragen“.

Aber im Großen und Ganzen war Konrads Absicht erreicht; er hatte aus ihr, wohl in geheimem Einverständnis mit der römischen Kurie, ein Meisterstück der christlichen Vollkommenheit im Sinn der päpstlichen Kirche gemacht. Als solches wurde sie noch bei ihren Lebzeiten von Nah und Fern bewundert und, nachdem sie im November 1231, erst vierundzwanzig Jahre alt, gestorben war, schon 1235 von Gregor IX. heilig gesprochen. Als Heilige soll sie auch uns gelten, aber nicht wegen ihrer grenzenlosen Fügsamkeit gegen die Tendenzen Roms, sondern wegen ihrer

beispiellosen Energie in Demut und Barmherzigkeit. Lehrreich ist immerhin auch der letzte Abschnitt ihres Lebens, weil der Ketzermeister Konrad und die büßende Elisabeth äußerst charakteristisch sind für das ganze Mittelalter.

Wenn schon eine Frau von dem äußeren Rang und der persönlichen Bedeutung einer Landgräfin Elisabeth zum willenlosen Werkzeug in der Hand des Klerus werden konnte, wie leicht mag da den zahllosen Geistlichen und Mönchen des Mittelalters die unbegrenzte Herrschaft über die große Menge der Weiber geworden sein! Der schwärmerische Zug der Zeit war ohnehin dem weiblichen Wesen ansprechend, und so ist es kein Wunder, dass Nonnenklöster in Masse gegründet wurden und dass aus hohem und niederem Stande Jungfrauen scharenweise sich zu denselben herbeidrängten, um an der Arbeit und der Askese der Männer Teil zu nehmen.

Unter diesen Klosterfrauen treffen wir wiederum manche sehr bedeutende an. Schon Bonifacius (+ 755), der Apostel der Deutschen, hatte unter dem angelsächsischen Generalstab, mit dessen Hilfe er so große Eroberungen vollbrachte, auch zwei Mitarbeiterinnen, die beiden Äbtissinnen **Gadburga** und **Lioba**; die Erstere schrieb ihm mit kunstgeübter Hand die Episteln Petri in Goldbuchstaben ab, damit er durch ein solches Prachtexemplar beim Predigen in den Augen der fleischlich gesinnten Menge Ehre und Scheu vor der Heiligen Schrift erwecken und zugleich selbst die Worte desjenigen Apostels, für dessen Reich er arbeite, immer am Meisten vor Augen habe. Lioba machte aus dem Kloster Bischofsheim a./d. Tauber das Urbild eines zu glühender Andachtsübung und fleißiger Arbeit vereinigten Verbandes von Frauen und warb auf Missionsreisen bis an den Rhein überall neuen Zuwachs für ihr Haus. In einem andern deutschen Kloster, zu Gandersheim in Braunschweig finden wir hundert Jahre später die gelehrte Nonne **Roswitha**, welche um den niedriggesinnten römischen Schriftsteller Terenz aus den Klosterschulen zu verdrängen, christliche Legenden und vaterländische Geschichten in lateinische Verse brachte und dabei, zum Teil nicht ohne Geschick, die Form terenz'scher Lustspiele beibehielt.

Ebenso vertraut mit den alten römischen Autoren wie diese deutsche Nonne des zehnten Jahrhunderts war eine französische des zwölften, welche sich überdies mit den tiefsten philosophischen Problemen der scholastischen Theologie eingehend beschäftigte. Doch hatte sich die schöne und

geistvolle **Heloise** in den Tagen der Rosen auch mit andrem abgegeben und das Denken des gelehrten Abelard auf bedenkliche Abwege gebracht. In den Unterrichtsstunden, die der berühmte Theologe der wissensdurstigen jungen Pariserin erteilte, soll bei offenen Büchern mehr von der Liebe als von der Wissenschaft die Rede gewesen, und es sollen mehr Zärtlichkeiten als Lehrsätze gemacht worden sein. Beide mussten den kurzen Roman schwer und lange büßen. Kaum getraut, wurden sie durch die Rache von Heloises Vater wieder getrennt, und darauf trat Jedes in ein Kloster. Erst viele Jahre später konnte Abelard den Verkehr mit der Geliebten wieder aufnehmen, wobei dann eben ernstere Fragen als früher von den Beiden erörtert wurden.

Auch mit Abelards größtem theologischen Gegner, dem heiligen Bernhard von Clairvaux, stand eine merkwürdige Frau in Verbindung, freilich in durchaus anderer Weise. Hatte dort die gegenseitige Zuneigung die Grundlage des Verhältnisses gebildet, so war es hier der gemeinsame Zug zum Übernatürlichen, was zwei der bedeutendsten Menschen ihrer Zeit, den edlen Abt aus Frankreich und die fromme Äbtissin aus Deutschland, in freundschaftlichen Verkehr brachte. **Hildegard von Böckelheim**, geboren am Anfang, gestorben in hohem Alter am Ende des zwölften Jahrhunderts, war als Kind körperlich zurückgeblieben, dafür aber geistig umso entwickelter. Frühe schon erkannte sie die Verweltlichung der Kirche, und zugleich tauchte immer deutlicher die Ahnung in ihr auf, es stehe ein großes Strafgericht bevor, und durch dieses werde eine großartige Erneuerung der Kirche vorbereitet werden. Bald wurde sie von allen Zeitgenossen als Prophetin angesehen und in den schwierigsten inneren und äußeren Fragen um ihren Rat ersucht. Bernhard von Clairvaux, der sie in ihrem Kloster auf dem Rupertusberg bei Bingen besuchte, fand sich genötigt zu erklären, in dieser frommen Jungfrau sei der Geist, der die Propheten erfüllt habe, wieder mächtig geworden. Und wirklich hatte Hildegard die beiden Eigentümlichkeiten der alten Propheten in hohem Grade an sich, nicht nur stellte sie gleich jenen allerlei teils sehr bestimmte, teils mystisch verhüllte Weissagungen für ferne Zeiten auf, sondern sie trat auch - und das nötigt uns weit mehr zur Ehrfurcht vor ihr - mit prophetischen Ernst mahnend und strafend gegen Papst und Bischöfe, Priester und Mönche, Kaiser und Ritter auf. Hoch und Niedrig hielt sie die Grundsünden der Zeit, Gewalttätigkeit und Heuchelei, mit solch heiligem Ernst vor, dass die Stimme der unansehnlichen Nonne bald sehr gefürchtet ward. Von Hildegard heilsam erschreckt kam, wie wir schon im Leben der heiligen Elisabeth zu

bemerken Gelegenheit hatten, auch der Norden Europas im Anfang des 13. Jahrhunderts in jene ernste Bewegung, zu welcher im Süden der heilige Franz von Assisi nach der Richtung der Weltflucht und Selbstertötung den Anstoß gegeben.

Was die Frauen betrifft, so hatte der fromme Mann von Assisi zuerst durchaus nicht beabsichtigt, auch auf sie in bestimmtem Sinn einzuwirken. Er erklärte, der Mann Gottes habe mit dem Weib nichts zu sprechen, außer wenn es bußfertig beichtend den Rat eines bessern Lebenswandels von ihm begehre. Noch 1211 konnte er seiner Behauptung, es sei gefährlich auch nur ein Weib anzusehen, das Bekenntnis beifügen, er kenne kein Weib auch nur dem Gesicht nach. Bald nachher aber wandte sich die Tochter eines angesehenen Ritters in Assisi, Clara Scissi, mit der Bitte an ihn, unter ihrem Geschlecht ebenfalls für die Nachfolge des armen Lebens Christi wirken zu dürfen. Dieses bei einem schönen achtzehnjährigen Mädchen ungewöhnliche Verlangen scheint Francesco gerührt zu haben. Er bestärkte sie in ihrer Verachtung der Welt und entflammte eine solche Liebe zu Christus in ihr, dass sie dem Elternhaus heimlich entwich und sich zum Zeichen, dass es ihr heiliger Ernst sei, in seiner Kirche und in Gegenwart der Ordensbrüder von ihm das schöne, lange Haar glatt abschneiden ließ. Als ihre Eltern sie zurückholen wollten, zeigte sie ihr kahlgeschornes Haupt, und da sich bald einige ihrer Gespielinnen, ebenfalls ergriffen von dem Beispiel des selbstlosen Francesco, trotz den Einwendungen ihrer Angehörigen im Clara sammelten, so wies ihnen Franz bei der Kirche des Heil. Damian einen Wohnsitz an und gab ihnen den Namen Damianistinnen. Später, als der männliche Orden den Namen der Minoriten mit dem der Franziskaner vertauschte, wurde auch dieser weibliche Orden mit dem Namen der Stifterin benannt; er hat sich als Clarissenorden bis in die Gegenwart erhalten. Die Regel, welche der heilige Franz dieser weiblichen Gesellschaft gab, war mindestens ebenso streng als die der Minoriten selbst. Und die Vermutung liegt nahe, Franz habe um jeden Preis den Schein der weichlichen Nachsicht gegen das weibliche Geschlecht vermeiden wollen. Um ihren Gehorsam auf die härteste Probe zu stellen, gebot er ihnen das vollständigste Stillschweigen, und dieses hielten - man höre! - die frommen Töchter Evas so gewissenhaft, dass Manche, wenn sie in Angelegenheiten des Ordens zu reden veranlasst wurden, kaum noch einen zusammenhängenden Satz zu brachten. Clara selbst wurde mit der Zeit eine getreue Kopie ihres gestrengen Vorbildes. Als Papst Gregor IX. sie

des Gelübdes, keinen Grundbesitz für ihren Orden zu erwerben, entbinden wollte, gab sie ihm die königliche Antwort: „Von meinen Sünden möchte ich losgesprochen werden, nie aber von meinen Pflichten“!

Wie Franz von Assisi, so hat auch der andere große Ordensstifter des Mittelalters, der heilige Dominikus, einen afilierten²⁰ Frauenorden gegründet. Doch wissen wir von den ersten Dominikanerinnen nichts Näheres. Hingegen bietet uns die Geschichte von einer Dominikanerin, welche hundert Jahre nach jenen beiden großen Heiligen gelebt hat, ein höchst anschauliches und lebensvolles Bild. Die heilige **Katharina von Siena** war einem schlichten Bürger jener Stadt, Giacomo Benincasa, als das 23. Kind im Jahr 1347 geboren worden. Zwölf Jahre alt, sollte sie sich auf das Geheiß ihrer Eltern verloben, sie schnitt sich aber, um von dergleichen Zumutungen unbelästigt zu bleiben, in Nachahmung der hl. Clara, die Haare ab; und als vollends eine Blatternkrankheit ihre Schönheit scheinbar für immer zerstörte, durfte sie ungehindert als „Bußschwester“, d. h. ohne in den klösterlichen Verband einzutreten, dem Dominikanerorden sich einverleiben. Sie fing nun an, ihr Leben nach einem förmlichen Selbsttötungs-Regime einzurichten. Ungekochtes Kraut, Obst und Brot war ihre einzige Nahrung; nach der strengsten Observanz ihres Ordens pflegte sie sich alltäglich dreimal zu geißeln: einmal für sich selbst, einmal für die Lebenden und einmal für die Toten. Nicht selten rann ihr das Blut vom entblößten Nacken bis zu den Füßen. Auf bloßem Leib trug sie ein härenes Hemd, und als ihr das Unreinliche daran widerlich wurde, vertauschte sie es mit einer fest um die Hüften geschlungenen eisernen Kette. Bis zu der Frühmette der Dominikaner wachte sie, um für die schlafenden Brüder zu beten; und erst wenn diese in die Kirche zogen, um ihre Morgenandacht zu verrichten, legte sie sich nieder, freilich ohne sich zu entkleiden, auf ein hölzernes Kopfkissen und einige Bretter. Ihre enge Kammer im väterlichen Haus verließ sie während einer langen Reihe von Jahren nur, wenn die Glocke der Dominikanerkirche zur Messe rief. Als aber die Pest 1374 zu Siena wütete, da trat Katharina gern ins öffentliche Leben hinaus, um in Häusern und Spitälern Wunder der todesverachtenden Liebe zu verrichten. Dabei sammelte sie eine Art geistlicher Familie um sich, Männer und Frauen, meist Angehörige ihres Ordens, welche nun auch ihr Leben in Werken der Barmherzigkeit aufzehrten. Katharina selbst verfiel jetzt in anhaltend ekstatische Zustände. Und das darf uns wahrlich nicht wundern;

der von Haus aus nicht starke, durch die härtesten Kasteiungen zerrüttete Organismus bildete die natürliche Grundlage, auf welcher sich das ohnehin beständig mit Christo und seinem Heil beschäftigte Seelenleben zu einem visionären Verkehr mit dem erhöhten HErrn steigerte. Fast jeden Abend sah sie ihn in ihrer Zelle einkehren. Einmal kam er in Begleitung seiner Mutter, des Johannes, des Paulus, des Dominikus und des David, um sich feierlich mit ihr zu verloben. Maria hielt ihr die rechte Hand, und an diese steckte Christus, während David der Harfe liebliche Melodien entlockte, einen goldenen Ring mit einem Diamant und vier Perlen. Ein andermal betete Katharina mit den Worten der Schrift: „schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, festen Geist;“ da erschien ihr himmlischer Bräutigam, öffnete ihre linke Seite, nahm das Herz heraus und setzte das seinige an dessen Stelle. Auch seine Wundmale soll ihr, wie dem hl. Franz, der HErr zu ihrer Läuterung unter den empfindlichsten Schmerzen eingeprägt haben. Sie bekannte ihrem Beichtvater, dem sie alle diese und noch unendlich viele andere Visionen ausführlich berichtete, dass sie diese fünf Wundzeichen beständig an sich sehe, wenn auch andere Menschen nichts davon wahrnehmen könnten. Übrigens hat Katharina in dem ekstatischen Zustande nicht nur förmliche Protokolle über ihre visionären Erlebnisse und Gespräche mit Christo, sondern auch eine ganze Reihe von erbaulichen Abhandlungen und Gebeten ihrer Umgebung diktiert; darunter Briefe an Päpste und Fürsten, Kardinäle und Edelleute. diesen Briefen führt Katharina eine außerordentlich freimütige Sprache, und es versetzt namentlich in Erstaunen, wenn wir die streng hierarchisch gesinnte Dominikanerin ungescheut über die Verdorbenheit des hohen und niederen Priestertums reden hören. Dennoch wagte Niemand ihr zu widersprechen. Kardinäle mussten zugestehen: „hier redet nicht ein Weib, sondern der Heilige Geist,“ und selbst der Papst stand nicht an zu erklären: „ihre Lehre ist eingegossen, nicht erworben;“ d. h. von Gott inspiriert, nicht von den Menschen erlernt. Und diesem Eindruck können auch wir uns nicht entziehen, zumal wenn wir an den Boden denken, aus dem Katharina hervorgewachsen, und an die Atmosphäre, welche sie eingeatmet. Oder was sollen wir sagen zu Aussprüchen eines unwissenden Mädchens wie die folgenden: „Nicht die Nägel hielten den Erlöser fest am Kreuz, sondern die Liebe.“ – „Von dem göttlichen Meister fehlt uns so viel, als wir von uns selbst zurückbehalten.“

„Wenn diejenigen, die dem Gekreuzigten zu dienen begehren, dies tun wollen nach eigenem Belieben und nicht nach Gottes Art, und wenn sie ungeduldig werden, dass Gott an ihren selbsterwählten Entsagungen kein Wohlgefallen hat, so ist das eben nur der sinnliche Wille, eingehüllt in den geistlichen Mantel.“ - „Törichte Demut, wegzubleiben vom heiligen Mahl, sagend: ich bin dessen nicht würdig! wie lange willst du warten, um würdig zu sein? Mit all unserer Gerechtigkeit werden wir dessen nie würdig! Aber Gott ist es, der würdig ist, und mit seiner Würde macht Er uns würdig. Was denn sollen wir tun? Uns bereit machen unsern Teils und sein süßes Gebot: kommt! befolgen.“ Solche Sätze sind doch wahrlich lebendige Zeugnisse von Genie, und zwar von dem religiösen Genie, das Hase in seiner Lebensbeschreibung der hl. Katharina so schön bezeichnet als „eingepflanzt vom Schöpfer und getränkt mit dem Wasser, das Christus auch einem Weib am Jakobsbrunnen darbot.“

Übrigens hat die arme Färberstochter von Siena, welche so mystisch und innerlich lebte, so viel mit dem übersinnlichen Reich Gottes beschäftigt war und so intim mit dem Himmel verkehrte, doch nicht nur brieflich, sondern persönlich, und zwar in sehr energischer Weise auch in die politisch-kirchlichen Welthändel eingegriffen. Als die Adligen Toskanas sich blutig befehdeten, mahnte sie nicht nur aus der Ferne zur Versöhnung, sondern sie reiste selbst nach Pisa und ruhte nicht, bis ihr das Friedenswerk gelungen war. Und als die florentinische Republik mit dem Papst in einen Streit verwickelt war, begab sie sich sogar nach Avignon, um Gregor XI. milder zu stimmen. Bei dieser Gelegenheit drang sie beim Papst mit mächtigen Reden darauf, er solle das schmachvolle Exil verlassen, um wieder römischer Pontifex zu werden. Sie erreichte Beides, zunächst die Rückkehr des Papstes nach Rom und dann auch die Aussöhnung mit Florenz. Der Pöbel von Florenz wusste ihr freilich wenig Dank; als sie dort für den Frieden warb, suchte ein Volkshaufen sich ihrer zu bemächtigen und die schändliche päpstliche Gesandte, wie die Gegner des Friedens sie hießen, zu verbrennen. Sie aber trat voll hohen Mutes der Meute entgegen und sprach: „Ich bin Katharina, tut, was der Herr euch erlaubt über mich, aber bei dem Allmächtigen gebiete ich euch, dass ihr keines der Meinigen verletzt.“ Ihre geistliche Familie nämlich begleitete sie auf all ihren Reisen. Durch solche Ruhe betroffen, stob der Pöbel auseinander, während Katharina jammerte, dass ihr die schon gehoffte Märtyrerkrone nicht verliehen worden sei.

Als die Verworrenheit jener Tage den Höhepunkt erreichte, und zwei Päpste einander als Rivalen gegenüberstanden, da versuchte Katharina auch diesen Knoten zu lösen durch ihr auf Visionen sich berufendes und eben darum bei ihren Zeitgenossen so wirkungsvolles Dazwischentreten. Den italienischen Kardinälen, welche sich zu Clemens VII. hielten, schrieb sie: „Kehrt zurück, ihr gefallenen Engel, die ihr euch dem Dienst Christi entgegen in den Dienst des Antichrists begeben habt, kehrt um, und ich will eure Buße mit euch tragen,“ und die neapolitanische Königin Johanna beschwor sie, nicht ferner ihr Volk zu trennen vom Christus im Himmel und auf Erden und zu binden an den Antichrist. „Wie mögt ihr glauben, dass eure Untertanen euch treu sein werden, wenn sie sehen, dass ihr die Ursache seid, sie aus dem Leben zum Tod zu führen. Gott wird sie zu Henkern machen, dass sie die Gerechtigkeit vollziehen an seinem Feinde.“ Um Urban VI. beizustehen, reiste Katharina nach Rom. Und der Papst empfing sie mit allen Ehren und schenkte auch ihren Ratschlägen ein williges Gehör. Sie starb aber, ehe die Verwicklung ein Ende erreicht hatte, noch in Rom am 29. April 1380, im 33. Lebensjahr, mithin in dem nämlichen Alter, in dem auch ihr himmlischer Bräutigam vom irdischen Schauplatz abgetreten ist. In Siena wird ihr Andenken bis auf diesen Tag mit besonderer Liebe gepflegt; ihr elterliches Haus ist in ein kleines Oratorium verwandelt worden. Heilig gesprochen wurde Katharina 1461 durch ihren Landsmann, den ebenfalls aus Siena gebürtigen Pius II., den Stifter unserer Universität, Enea Silvio dei Piccolomini.

Vielfache Ähnlichkeit mit Katharina hat die nordische Prophetin aus der nämlichen Zeit: die heilige **Birgitta von Schweden**; doch ist dieselbe, schon weil sie nicht so viele und handgreifliche Visionen hatte, sondern eine ehrbare germanische Familienmutter war, uns ungleich sympathischer. Wie wir in der heil. Elisabeth die echteste Repräsentantin des eigentlichen mittelalterlichen Geistes und damaligen religiösen Lebens glauben erkennen zu dürfen, so ist uns die heil. Birgitta nicht nur die ansprechendste, sondern auch die glaubwürdigste Vertreterin jener Übergangszeit, wo die Reformation sich anbahnte und die sogenannten Reformatoren vor der Reformation, zu welchen eben auch St. Birgitta zu zählen ist, die Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern immer energischer verlangten.

Birgitta (so und nicht Brigitta lautet der Name ursprünglich) ist in dem schwedischen Hochland auf Finstad, einem Herrenhofe bei Upsala, im Jahre 1302 geboren, von väterlicher und mütterlicher Seite aus königlichem Blut stammend. Die Eltern waren beide, Birger und Ingeborg, von ernster und frommer Gesinnung, in dem Kind aber wurde besonders durch eine Schwester der Mutter der Zug zur Selbstbetrachtung, sowie ein Ideal klösterlicher Gottesgemeinschaft geweckt und wach erhalten. So glaubte Birgitta schon in ihrem achten Jahr die Stimme des HErn zu hören und gewöhnte sich allmählich, die Phantasiebilder, welche in der Stille der heimatlichen Wälder ihre Seele belebten, als Gottesoffenbarungen zu betrachten. Sehr jung wurde sie mit dem erst achtzehnjährigen, gleich gesinnten Lagman (Landrichter) Ulf Gudmarson verheiratet und hatte nun bei großem Grundbesitz ein sehr bewegtes Leben. Dabei entwickelte sich bei ihr eine ungewöhnliche Verständigkeit und Lebensklugheit, sowie eine Willenskraft, welche sie drängte, in weiten Kreisen nach außen zu wirken. Ebenso tüchtig, wie sie sich als Hausfrau, als Mutter ihrer acht Kinder bewährte, ebenso gewandt bewegte sie sich am königlichen Hof, wo sie mehrere Jahre das Amt einer Oberhofmeisterin bekleidete. Doch blieb immer ihr und auch ihres Mannes Ideal ein gänzlich heiligen Zwecken geweihtes Leben. Am liebsten dachten es sich die beiden gleichgestimmten Ehegatten aus, wie schön es wäre, wenn Ulf einen großen, sieghaften Kreuzzug mitmachen und Birgitta daheim in der Burg, umgeben von den Kindern, mit süßem Beben für ihn flehen und beten könnte. Allein es ging diesen Träumen nicht besser als so manchen anderen auch: sie zerrannen und mussten der gewöhnlichen Wirklichkeit mit ihren prosaischen Anforderungen Platz machen. Immerhin konnten Ulf und Birgitta außer häufigen kleineren auch zwei große Pilgerfahrten miteinander unternehmen: die beschwerliche Fußwanderung zum Heiligtum von St. Olaf nach Drontheim in Norwegen und die weite Reise nach San Iago da Compostela in Spanien. Auf beiden Wallfahrten legten sich die frommen Eheleute noch besondere Entbehrungen auf. Völlig übereinstimmend mit dem Geist der früheren mittelalterlichen Heiligen erklärte Birgitta: „Der Leib ist ein Esel, er bedarf knappen Futters, vieler Arbeit, täglicher Schläge.“ Nach der Rückkehr aus Spanien nahm Ulf Wohnung in einem Zisterzienser Kloster, wo er bald darauf, 1344, starb. Und nun wollte Birgitta ausschließlich dem Himmel angehören; sie wusste sich eine schwedische Bibel zu verschaffen, lernte auch Latein und forschte nun eifrig in den großen Offenbarungen

Gottes. Dabei behielt sie jedoch ein offenes Auge für die Zustände ihres Landes und der Kirche und trat gelegentlich mit freimütiger Rede für deren gedeihliche Entwicklung auf. Ihr Lieblingswunsch war die Stiftung eines Ordens, welcher die Wiedergeburt der Kirche in ihrem Vaterland herbeiführen sollte. Und da der König Magnus gerade zu Wadstena am Weterensee ein größeres Kloster gründen wollte, so setzte sich Birgitta mit ihm in Verbindung und reiste, als er beigestimmt hatte, mit ihrem Sohne Birger und mit der später in jeder Hinsicht ihre Nachfolgerin gewordenen und ebenfalls heilig gesprochenen Tochter Katharina nach Rom, um für ihre Ordensregel die päpstliche Bestätigung zu gewinnen. Auf der Reise kam sie, vielleicht hier in Basel, mit den sogenannten Gottesfreunden, einer ebenfalls für die Hebung der tiefgesunkenen Kirche arbeitenden Bruderschaft, in Berührung und eignete sich manche Ideen derselben an. Ihren bleibenden Aufenthalt aber nahm sie nun in Rom. In Rom gründete sie die noch heute unter ihrem Namen bestehende Herberge für schwedische Studenten und Pilgrime. Von Rom aus entsandte sie mit dem Ansehen einer Prophetin Botschaften und Mahnungen an Könige und Fürsten. Mit heiligem Eifer strafte sie die Sünden der Geistlichkeit und verschonte am wenigsten die Päpste in Avignon, welche sie im Namen Jesu und seiner Mutter beschwor, nach Rom zurückzukehren. Da, wie wir oben gesehen haben, auch Andere darauf drangen, so ließ sich endlich Urban V. dazu bewegen; und dieser war es auch, welcher, überwältigt von dem Glaubenseifer und der Seelenstärke der nordischen Prophetin, die von ihr vorgeschlagene, ihr, wie sie behauptete, vom HErrn selbst geoffenbarte Regel eines Erlöser-Ordens 1370 genehmigte. Es war dies der erste Fall, dass ein größerer, zum allgemeinen Zweck der Kirchenverbesserung bestimmter Orden von einer Frau gestiftet wurde. Die Grundzüge der Ordensregel sind folgende: „Die Äbtissin oder „Mutter“ repräsentiert die heilige Jungfrau, die zwölf Priestermonche mit dem allgemeinen Beichtvater die zwölf Apostel und Paulus, die 60 Nonnen endlich mit den 4 Ministranten und 8 Laienbrüdern die 72 Jünger des HErrn. Jedes der beiden Geschlechter soll für sich wohnen, auch in der Kirche soll jedes sein besonderes Chor haben. Zunächst sollen die Töchter des schwedischen Adels hier eine Freistätte finden und ein Zentrum bilden, von dem aus eine nationale Wiedergeburt angebahnt werde. Zu diesem Zwecke sollen die Schwestern nicht nur in Werken der Barmherzigkeit Martha-Dienste tun, sondern sie sollen, so gut wie die Brüder, mit frommem Mariensinn

fleißigem Studium obliegen, um befähigt zu werden, die Bibel und andere gottselige Schriften ins Schwedische zu übersetzen. Die Brüder sollen lernen schriftgemäß predigen, ohne Wortschwall und Redekunst, nach dem Bedürfnisse des einfachen Hörers; ihr Absehen dürfe nicht darauf gerichtet sein, des Volkes Staunen zu erregen, sondern das Volk zu erbauen.“

Uns kann dieser Orden namentlich deshalb interessieren, weil unser in Gott ruhender Reformator Dr. Joh. Oecolampad ihm zu Altenmünster bei Augsburg eine Zeitlang angehört hat.

Birgitta selbst pilgerte nach Erfüllung ihres größten Wunsches mit mehreren ihrer Kinder über Zypern nach Jerusalem. Doch war die Reise, verbunden mit den ihr überall dargebrachten großartigen Huldigungen, für ihr Alter zu beschwerlich gewesen; kaum nach Rom zurückgekehrt, starb sie am 23. Juli 1373. Das Bezeichnendste, was sie selbst je gesagt hat, ist wohl das echt evangelische Wort: „Ohne Christum vermag ich nichts, als zu sündigen.“ Über Birgitta aber hat ein protestantischer Theologe des 16. Jahrhunderts das treffende, sie als Typus für alle besseren Elemente aus der Zeit unmittelbar vor der Reformation hinstellende Wort ausgesprochen: „Die Päpstlichen betrachten sie als eine Prophetin, und der Papst hat sie unter die Heiligen versetzt. Und doch rügt sie oft und viel die Unwürdigkeit des Papstes und seiner Geistlichkeit. Von seinem Stuhl aber behauptet sie, er müsse in den Abgrund versenkt werden.“ Es gab denn auch beim Kanonisationsprozess der heiligen Birgitta allerlei Schwierigkeiten., Pfl egten doch die Päpste keineswegs alle frommen Heldinnen, sondern eben nur die heilig zu sprechen, welche für Macht und Ansehen des römischen Stuhles gewirkt. Die Heilige Frankreichs aus dem 15. Jahrhundert wurde, weil sie nur das Vaterland gerettet und der Kirche keinen weiteren Nutzen gebracht hatte, nicht als Heilige verehrt, sondern als Hexe verbrannt.

V. Die Gehilfinnen der Reformatoren

Für die Stimmung, in der sich die besten Elemente der Christenheit zu Ende des 15. Jahrhunderts befanden, weiß ich keinen bessern als den biblischen Ausdruck des Römerbriefes Kap. 8, V. 19, den Luther unrichtig als „ängstliches Harren“ aufgefasst hat, der vielmehr verstanden sein will als erwartungsvolles Ausschauen. Ja, in die Zukunft blickten sie hinaus all jene strebsamen Geister am Ausgang des Mittelalters, welche sich sehnten frei zu werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens und hinanzugelangen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Römer 8,21); von naher, teilweise sogar von nächster Zukunft erwarteten sie Erlösung und Befriedigung all ihres Sehns, die Einen erfüllt von kühner Hoffnung, die Andern wenigstens von unbestimmten Ahnungen.

Schon früher hatten Einige das Verderbnis der Kirche erkannt, und im 14. Jahrhundert hatte sich ziemlich allgemein das klare Bewusstsein geltend gemacht, dass eine Erneuerung von Nöten sei. Allein wir haben an dem Beispiel der beiden Prophetinnen Katharina und Brigitta am besten sehen können, wie überall, im Norden und im Süden, auch die tiefste Einsicht der Schäden und Gebrechen in dem Wahn gefangen war, es könne die Heilung nirgends anders woher kommen als vom heiligen Vater zu. Rom. Erst als die wohlgemeinten Versuche, die päpstliche Kurie zu entscheidender Initiative zu treiben, an der phlegmatischen Apathie der besseren und an der entschiedenen Antipathie der geradezu schlechten Päpste gescheitert war, hatte man angefangen von der persönlichen Spitze an die allgemeine Vertretung der Kirche, an ökumenische Konzilien zu appellieren. Auch diese Instanz erwies sich als unzuverlässig und unfähig. Das Konzil zu Konstanz suchte das Sehnen aller derer, welche sich als Gottes zur Freiheit berufene Kinder fühlten und nicht bloße Kreaturen der Kirche sein wollten, in dem qualmenden Rauch zweier Scheiterhaufen zu ersticken, und das Konzil von Basel raffte sich aus seinen vielen schönen und langen Reden nur selten zu Taten auf und auch dann nur zu törichten und unheilvollen. So musste langsam die für jene Zeit schreckliche Überzeugung ausreifen, welche auch bei Luther nur allmählich die Oberhand gewonnen hat, dass es vergeblich sei, auf eine von den offiziellen Organen der Kirche selbst ausgehende Verbesserung zu hoffen, dass vielmehr eine große Umwälzung kommen müsse, welche auch vor einem Bruch mit Rom nicht zurückschrecke. Nur wenn wir diesen Umstand recht in Erwägung ziehen

und daran denken, dass in allen Kreisen eine sehnstüchtige Spannung sich der Gemüter bemächtigt hatte, können wir begreifen, warum gleich die ersten Heroldsrufe Luthers so allgemeines Verständnis und so ungeheuren Anklang fanden. Überall, wo seine Schriften eindringen, wurde mit Erleichterung empfunden, dass der Bann gehoben und jetzt endlich das lösende Wort, das längst Vielen auf der Zunge gelegen hatte, ausgesprochen sei. Kein Wunder, dass nun auch aller Orten der Frühlingsjubiläum laut wurde: „unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke des Voglers; der Strick ist zerrissen, und wir sind los!“ (Ps. 124,7). Und je gehemmter und eingengter ein Einzelner oder eine ganze Klasse von Menschen gewesen, je schmerzlicher irgendwo der Druck des römischen Joches empfunden worden, um so freudiger war die Zustimmung zu Luthers Vorgehen, um so unbedingter die Bereitwilligkeit ihm Heeresfolge zu leisten in dem gegen Rom eröffneten Kriegszug.

Wo die Stimme der Reformatoren ein besonders williges Gehör und ein besonders lebhaftes Echo fand, das war sehr erklärlicher Weise in den Klöstern und zwar mindestens ebenso sehr in den Frauenklöstern als bei den Mönchen. Unter den Nonnen nämlich trieb der von Rom aus über den ganzen Erdkreis hin systematisch verbreitete geistliche Despotismus schon deshalb üppigere Blüten, weil er sich die eigentümliche natürliche Schwachheit und das Bedürfnis des weiblichen Geschlechtes, sich irgendwo anzulehnen und anzuschmiegen, zu Nutze machen konnte. Wohl gab es auch einzelne Ausnahmen, Klöster, wo die Nonnen unter der freundlichen mütterlichen Leitung einer frommen Priorin in schönem schwesterlichem Vereine christlichem Leben und häuslicher Arbeit, echter Askese und barmherziger Liebe sich widmen lernten. In Allgemeinen aber werden die Schilderungen des Joh. Eberlin von Günzburg, welcher selbst Franziskaner gewesen war und als solcher die Clarissenklöster wenigstens in Schwaben und in der Schweiz und auch das baslerische Gnadental (jetziges Kornhaus) genau kennen lernte, nicht können übertrieben genannt werden. Er sagt: „Nur auserwählte Menschen können den Jammer und die Versuchungen des Klosterlebens aushalten, und die Eltern sollen es deshalb wohl überlegen, ehe sie ihre Töchter, etwa nur aus Scheu vor einem armen Mann, ins Kloster stecken. Viele Eltern bereuen es genug, dass sie ihre Tochter, anstatt sie einem Bauern in die Ehe zu geben, an den Bratspieß des Klosterlebens geliefert und so die Hölle an ihr verdient haben. Wenn ärmere Eltern ihre Töchter bis zum heiratsfähigen Alter in ein Kloster tun wollen, ohne deren

Freiheit in ewige Ketten zu schlagen, kann ich nicht widerraten; denn das Kloster kann für Manche eine gute Schule der Zucht werden. Freilich wissen die meisten Klosterfrauen nichts von der Bibel, deren Lektüre doch ihre erste Beschäftigung sein sollte, sondern nichts als die Tandmähre der Legenden und anderes Pfaffengeschwätz. Der Unverstand aber zieht alle Laster nach sich; denn wie die Speise, so wird auch das Fleisch. Darum behalte deine Tochter lieber bei dir, lass sie mäßig arbeiten, Gottes Wort hören, beten. Dein Kind selbst zu erziehen ist deine Pflicht, deren Erfüllung dir Gott, auch wenn du arm bist, so du nur zu ihm betest, schon wird gelingen lassen. Soll es aber im Kloster können selig werden, so darf es die drei Gelübde (des unbedingten Gehorsams gegen die geistlichen Oberen, der vollständigen Enthaltung von allem irdischen Besitz und der Ehelosigkeit) nicht ablegen. Die Hebefenster (d. h. die Gitter, durch welche allein die Nonnen mit der Außenwelt verkehren durften) soll man aufreißen, damit man die Nonnen sehen, und ein etwaiger Freier sie begrüßen kann. Einlass ins Kloster soll jedoch kein Mann bekommen. Wird aber einem eine solche ehrbare Klosterjungfrau zur Ehe, so soll er das für eine besondere Gnade ansehen und sie gut halten. Die Andachtsübungen in den Klöstern sollen kurz und leicht sein, die gegenwärtigen Statuten der Frauenklöster sind überhaupt zu hart, ja sie sind - widersinnig genug - härter als die der Mönchssorden. Müssen doch die armen Nönnlein oft für die Mönche kochen und braten, selbst aber fasten, und während die Mönche als Neuigkeitskrämer überall herumlaufen, dürfen die Nonnen nicht einmal zu ihren Eltern.“ - Soweit Eberlin in einem Reformationstraktat vom Jahre 1521, betitelt: Die fünfzehn Bundesgenossen. Ich hätte auch Sätze aus Luthers Schriften anführen können; doch finden wir in den Schriften Luthers aus jener früheren Zeit, um welche es sich hier handelt, neben allgemeinen Erörterungen über den verderblichen Einfluss der Mönchsgelübde und über die babylonische Gefangenschaft des Klosterlebens wirklich nur sehr vereinzelte Sätze über die eigentümlichen Übelstände der Frauenklöster. Dagegen ist es Eberlins besonderes Verdienst, Einer der Ersten gewesen zu sein, welche Luthers allgemeine Gedanken spezialisiert, in Gestalt von Flugschriften unter das Volk gebracht und so ungemein viel dazu beigetragen haben, dass die Reformation so rasch und ausgedehnt Wurzel fasste.

Eberlins soeben im Auszug mitgeteilte „Vermahnung aller Christen, dass sie sich erbarmen über die Klosterfrauen,“ wird es denn auch gewesen sein, die

in Verbindung mit ähnlichen literarischen Kundgebungen in vielen geistig regsamen, vielleicht zum Teil auch lebens- und liebesdurstigen, zum Teil aber jedenfalls in ihrem Gewissen hartbedrängten Nonnen den Entschluss zur Reife brachte, ihrer Knechtschaft so bald als möglich loszuwerden. So wandten sich denn auch zu Anfang des Jahres 1523 neun Ordensschwwestern aus dem Kloster Niemtzsch bei Grimma, unter ihnen die Schwester von Luthers väterlichem Freunde Staupitz, an ihre Eltern und Angehörigen mit der demütigen Bitte, ihnen aus einem Leben heraus zu helfen, das sie Gewissens Halber nicht länger erdulden könnten. Trotzdem sie sich erboten, daheim zu tun und zu leiden, was irgend fromme Kinder tun und leiden sollen, erhielten sie Alle abschlägigen Bescheid. Dem Adel, dem die Mehrzahl angehörte, war es am Allerwenigsten um Aufhebung der Klöster zu tun; denn für überzählige Töchter war, in Ermangelung einer passenden Heirat, das Kloster immerhin noch eine sehr standesgemäße Versorgung, und es gereichte einem adeligen Stammbaum nur zur Ehre, wenn er, neben etlichen zum Bischofsstuhl hinangelangten jüngeren Söhnen, auch einige Äbtissinnen aufweisen konnte. Allein jene Neun gaben sich mit den Antworten ihrer selbstsüchtigen Sippen durchaus nicht zufrieden, sondern wendeten sich, wohl eben durch Vermittlung der **Magdalena Staupitz**, direkt an Luther. Und dieser fand an dem Freiheitsdrang der gequälten Nonnen so wenig Strafbares, dass er vielmehr den Torgauer Ratsherrn Leonhard Koppe veranlasste, ihnen zur Entweichung aus dem Kloster behilflich zu sein und sie nach Wittenberg zu bringen. Diese ziemlich schwierige und gefährvolle Expedition führte der kühne Koppe denn auch wirklich in der Nacht vor dem Osterfest 1523 so glücklich aus, dass bald auch in anderen Klöstern Fluchtversuche gemacht wurden; freilich nicht überall mit dem nämlichen Glück wie dort in Niemtzsch oder in dem Mansfeldischen Kloster Widerstetten, wo sechzehn Nonnen auf einmal entrannen. Luther selbst erzählt uns in einem besonderen kleinen Traktat die Geschichte einer Nonne aus Eisleben, Namens **Florentine**, welche schon im elften Jahr eingeseget worden, später aber zur Erkenntnis gekommen war, das Klosterleben taue nicht für sie. Mit größter Aufrichtigkeit wandte sie sich an die Ordensobern und bat entlassen zu werden. Von Stund an wurde sie als Gefangene betrachtet. Als sie von Luther und der durch ihn verkündigten Lehre von der evangelischen Freiheit hörte, schrieb sie an ihn um Trost und Rat, wurde aber verraten und darauf hin förmlich eingekerkert. Nur zu den Gottesdiensten durfte sie ihr kaltes Gefängnis

verlassen und dann musste sie sich in der Kirche auf den Boden legen und ihre Genossinnen über sich hinschreiten lassen. Es gelang ihr zum zweiten Mal eine Klageschrift an ihre Verwandten gelangen zu lassen; aber wieder wurde sie verraten und bestraft. Und zwar wurde sie diesmal von der Oberin eigenhändig gestäupft, eine Zeit lang in Ketten gelegt und schließlich zu lebenslänglicher Zellenhaft verurteilt. Doch beging die Schließerin einmal das Versehen die Türe offen zu lassen, und Florentine entkam! So sah sich Luther bald von entlaufenen Klosterleuten beiderlei Geschlechts aus allen möglichen Orden umringt und finanziell um ihretwillen sehr bedrängt. Für die Mönche zwar fand sich jeweilen schnell ein Unterkommen, hingegen machte ihm die Frage viel zu schaffen, was er mit den gewesenen Nonnen anfangen solle. Wegen jener neun Niemtzscher Flüchtlinge schrieb er sofort nach ihrer Ankunft an seinen einflussreichen Freund, den kursächsischen Hofprediger Spalatin, und bat ihn dringend, bei den reichen Leuten des Hofes eine Sammlung zu veranstalten, damit das arme Häuflein einstweilen könne ernährt werden. Nach und nach zeigte sich für jede ein Plätzchen, die Einen heirateten, die Andern konnten zu Verwandten ziehen, in Wittenberg blieb keine als **Katharina von Bora**. Geboren am 29. Januar 1499 und früh Waise geworden, war die aus altem sächsischem Adel stammende Katharina schon als Kind in das Zisterzienser Kloster Niemtzsch eingetreten. Dort befand sich seit Jahren auch eine Tante von ihr, **Magdalena von Bora**, Luthers nachmalige Hausgenossin, die auch uns aus Königs Lutherbildern von Kindheit auf heimelige Muhme Lene. Nachdem Katharina auf die obenerwähnte Art aus dem Kloster entwichen war, war es für sie, die keine nahen Verwandten hatte, ein besonderes Glück, im Hause des wittenbergischen Stadtschreibers und nachmaligen Bürgermeisters Philipp Reichenbach eine wirkliche Heimat zu finden. Die Bereitwilligkeit der Reichenbachschen Eheleute, die entlaufene Nonne bei sich aufzunehmen, war ohne Zweifel eine Folge von Luthers Fürsprache, doch gibt uns das durchaus kein Recht zu der Annahme, er habe für sie mehr getan als für jene Niemtzscher Nonnen alle. Und wenn wir Katharinas später als Hausfrau bewährte Umsicht erwägen, so können wir es auch sehr wohl begreifen, dass ihre Gastfreunde sie gerne bei sich festhielten. Von einer Absicht Luthers, sie zu heiraten, war jedenfalls 1523 noch keine Spur vorhanden. Er selbst hat später in Katharinas Gegenwart das Geständnis abgelegt, wenn er schon damals hätte freien wollen, würde er wohl eher eine Andere jener Neun, die **Ave von Schönfeld**, genommen haben,

Katharina habe ihm auf den ersten Blick eines hochfahrenden Sinnes geschienen. Äußere Vorzüge hatte sie, wenn wir Cranachs Bildern dürfen Glauben schenken, ohnehin keine. Dagegen deuten auch ihre Gesichtszüge auf den klaren Verstand und die gesunde Offenherzigkeit, Schlagfertigkeit und Derbheit, wovon ihr späteres Leben Zeugnis ablegt. Übrigens dachte Katharina während der ersten Zeit ihres Wittenberger Aufenthaltes von Ferne nicht an eine Verbindung mit dem ernsthaften Dr. Luther, sondern liebäugelte im Gegenteil lebhaft mit einem in Wittenberg studierenden galanten, jungen Nürnberger Patrizier Hieronymus Baumgärtner und war tiefbetrückt, als derselbe von seinem vorsichtigen Vater heimgerufen und zur Ehe mit einer reichen Erbin veranlasst wurde. Luther aber konnte noch zwanzig Jahre später, als er einmal einen Brief von ihm erhielt, seine Hausfrau mit ihrem alten Feuer necken. Damals, als sie aus dem Kloster kam, hätte er sie wie all die Nonnen, welche sich zu ihm flüchteten, am liebsten sofort an den Mann gebracht und noch zu Anfang 1525 wollte er sie mit dem Prediger Glatz von Orlamünde verheiraten. Sie aber sträubte sich entschieden hiergegen und tat bei diesem Anlass gegenüber von Luthers Freund Amsdorf den höchst naiven Ausspruch, wenn Luther oder er sie haben wolle, so sei sie bereit, mit dem Einen oder Andern eine ehrsame Ehe einzugehen, mit Glass aber nimmermehr. Ob gerade dieses etwas stark prosaische Wort, welches manchen Andern wohl eher stutzig gemacht hätte, den großen Reformator vorwärts getrieben hat, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls machte der Erfolg Katharina zur Prophetin. Glatz nämlich bewährte sich gar nicht und musste abgelegt werden, sie aber wurde in der Tat im Sommer 1525 wieder alles Erwarten von Luther zur Ehe begehrt.

Zwar hatte Luther im Oktober 1524 Gott zu Ehren, Vielen zur Freude, dem Satan zum Trotz die Kutte abgelegt, allein von der weiteren Konsequenz, welche von seinen Freunden daraus gezogen wurde, dass er nun auch zur Ehe schreiten werde, wollte er durchaus nichts wissen. Wohl stand auch ihm das Recht der Priesterehe unerschütterlich fest, und er gab jenem starken Wort Eberlins gewiss vollkommenen Beifall: „Wer das Verbot der Priesterehe so oder anders fordert, der sündigt mehr, als der ein Kruzifix verspeit“. Und so war es denn sehr natürlich, dass er von allen Seiten her aufgefordert wurde, das selbst zu tun, wozu er mit so vielen Gründen Andere getrieben.

Mit besonderer Energie hatte eine Frau - man weiß ja, wie gerne die Frauen Ehen stiften! - in Luther gedrungen, und zwar eine Frau, die es wohl verdient, dass wir sie wenigstens vorübergehend ins Auge fassen: die bairische Edelfrau **Argula von Grumbach** geb. von Stauffen. Dieselbe stand seit geraumer Zeit mit Luther in Korrespondenz und war eine sehr tapfere Frau. Als z. B. die Universität Ingolstadt unter Ecks Anführung im Jahr 1523 einen armen Magister wegen seiner Hinneigung zu Luthers Lehre verfolgte, da protestierte Argula öffentlich gegen ein solches Verfahren. Dr. Johann Eck freilich sandte ihr als Antwort einen Spinnrocken und bedeutete ihr in einem höhnischen Begleitschreiben, sie solle sich lieber mit weiblicher Handarbeit als mit theologisch-kirchlichen Streitfragen abgeben. Eberlin dagegen preist sie in einem seiner Traktate als eine der Besten ihres Geschlechts und lobt ihr öffentliches Auftreten mit den für die damaligen Frauen überhaupt sehr schmeichelhaften Worten: „Ein großer Teil der barteten, großmütigen, weisen, gelehrten Männer zeigt sich schwächlich, verzaglich, töricht, schriftlos. Die Weiber aber, Junge und Alte, Edle und Unedle, werden von Gott gelehrt und gewiesen, christlich und mutiglich zu handeln in Worten und Werken. Ja sie bemühen sich so sehr mit Lesen heiliger Schrift und werden so gar erleuchtet und erhitzt in Gottes Wort, dass sie lieber in große Gefahr sich begeben als Gottes Wort leugnen oder verschweigen“. In der Tat ruhte der giftgeschwollene Gegner der Reformation zu Ingolstadt nicht, bis der Landesfürst die verhasste „Grumbacherin“ ernstlich bedrohte. Ihr feiger Gatte, der nicht zum Mindesten Christum in ihr verfolgte, war zum Widerruf zu bewegen. Argula aber ließ sich von ihrem Glauben nicht abwendig machen und erklärte: „Meine Kindlein wird der HErr schon versorgen, sie speisen, wie er die Vögel in der Luft speist, und sie kleiden, wie er die Blümlein des Feldes kleidet, er hat es gesagt, er kann nicht lügen.“ Wirklich wurde sie des Landes verwiesen. Luther, der stets gern mit ihr verkehrte, nannte sie eine „Jüngerin Christi“. Als solche hatte sie nun eben 1524 geglaubt, den großen Wittenberger an seine, wie es ihr schien, heilige Pflicht zu erinnern und ihn ernstlich mahnen zu müssen, er solle nun endlich auch ehelich werden. Und Luther verkannte ihre gute Meinung durchaus nicht; er ließ ihr herzlich dafür danken, zugleich aber bemerkte er, dass er zwar dem andern Geschlecht gegenüber weder von Holz noch von Stein sei, dennoch aber gegenwärtig nicht ans Heiraten denken könne, weil sein Leben stündlich der Gefahr eines wohlverdienten Ketzergerichts ausgesetzt sei.

Als nun aber mitten in den Aufregungen, welche die Gräuel des Bauernkrieges und der Tod seines Landesherrn ihm verursachten, im Frühling 1525, seine Gegner ihn beschuldigten, es fehle ihm der nötige Mut zu dem entscheidenden Schritt, und anderseits ängstliche Freunde ihn zurückhalten wollten und die Befürchtung aussprachen, seine Heirat würde ihn vor der Welt zu Schanden und sein ganzes bisheriges Werk zunichte machen, da war sein Entschluss gefasst. Dem Kardinal Albrecht von Mainz ließ er sagen: wo meine Ehe Sr. kurfürstlichen Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Sr. kurfürstlichen Gnaden zum Exempel voranzutreiben. Trutziglich erklärte er, dass er ganz und gar beschlossen habe, ehe er aus diesem Leben scheide, in dem Ehestand sich finden zu lassen, den er von Gott gefordert achte. Ja, er behauptete sogar später, wenn er damals unversehens aufs Sterbebett gelegt worden wäre, er würde sich noch ein frommes Mägdlein haben antrauen lassen und ihm als Morgengabe zwei silberne Becher gegeben haben. Nun, dazu kam es nicht, dagegen führte er, mitten in dem stürmisch bewegten Sommer 1525, als man es gerade am Wenigsten von ihm erwartete, allen Freunden und Feinden, ja dem Teufel selbst zum Trotz, seine Käthe heim. Ohne einen seiner Freunde ins Vertrauen gezogen zu haben, verständigte er sich mit Katharina, machte dann aber den Rat sofort zur Tat. „Es ist“, pflegte er später in Heiratsangelegenheiten Anderen zu raten, „nicht gut viel dazu zu reden, man muss Gott um Rat fragen und beten und darnach bald fortfahren“. So lud er denn auf den Abend des 13. Juni seine nichtsahnenden treuen Freunde, den Stadtpfarrer Bugenhagen, den Professor der Theologie Jonas, den Juristen Apel und den Ratsherrn Lukas Cranach, in seine Wohnung ein, und als sie versammelt waren, setzte er sie von seinem Vorhaben in Kenntnis. Sofort musste Bugenhagen die Verlobten „zusammensprechen“, und damit war nach damaligem Brauch die Ehe geschlossen, und Katharina blieb bei Luther als sein Weib. Eine größere öffentliche Hochzeitsfeier fand erst am 17. Juni statt. Bei derselben erschienen auch auswärtige Freunde mit reichen Geschenken. Am meisten freute es Luther, dass er bei diesem Anlass seine greisen Eltern, deren längst gehegter Wunsch nun erfüllt war, gänzlich ausgesöhnt wiedersehen durfte. Im Allgemeinen war der 41jährige junge Ehemann, ohne geradezu verliebt zu sein, doch voll Freude.

An Katharina aber bewährten sich die Worte Eberlins über die Ehen der Pfaffen: „es ist ein Zeichen trefflicher Gesinnung, wenn Eine sich um die

Nachrede der Narren nicht bekümmert, und die Ehe wird gewiss wohl geraten, wenn sie ohne andere Ursachen, allein aus persönlicher Liebe geschlossen wird. Ich habe es jetzt an vieler Pfaffen Ehen erfahren, dass Gott mit ihnen ist.“ Luther sollte nie Anlass haben, jenen raschen Entschluss zu bereuen. Seine „liebe treue Hausfrau“ hat ihn, wie er in seinem Testament bezeugt, „als ein fromm, treu, ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten“. Die Prophezeiungen der Feinde, die große Tragödie der Reformation sei eine bloße Komödie, an deren Ende Alle heiraten, haben sich ebenso wenig erfüllt, wie die Befürchtungen der Freunde, sogar eines Melanchthon, Luthers hoher, männlicher Geist werde in der Ehe zu weich werden. Zwar hat ohne Zweifel Käthe hie und da den weiblich besänftigenden Einfluss geltend gemacht; allein dass Luther als Ehemann irgendwie an Tatkraft und Schneidigkeit eingebüßt hätte, wird Niemand zu behaupten wagen.

Wenn er unter Freunden scherzweise von seinem Herrn und seinem Moses Käthe redete oder Briefe an sie mit den Worten anfang: „Lieber Herr Rat“, so wollte er damit allerdings andeuten, dass Versuche zum Pantoffelregiment gemacht würden, allein auch diese betrafen gewiss nicht Luthers reformatorisches Wirken, sondern wohl nur seine grenzenlose Freigebigkeit, welcher sie zu Zeiten Einhalt zu gebieten versuchte. Und dazu hatte sie als umsichtige Hausfrau wahrlich einiges Recht. Während nämlich Melanchthons brave, aber unbedeutende und kränkliche Frau die Sorgenlast ihres Mannes nur noch vermehrte, war die kerngesunde und energische Lutherin ihrem Manne eine wirkliche Gehilfin. Sie besaß körperliche und moralische Kraft genug, um unter den vielfachen physischen und psychischen Leiden ihres Gatten und unter den heftigen Aufwallungen seines Temperaments fest und ruhig auszuhalten und ihm für Leib und Seele gerade das zu bieten, was er bedurfte, um stets mit neuer Frische und Elastizität, neuem Kampfesmut und neuer Arbeitskraft in seinen aufregenden und aufreibenden Beruf zurückzukehren.

Die Sorgen des Hausstandes, für welche Luther weder Zeit noch Geschick besaß, zog sie mit einer oft mehr festen als zarten Hand an sich. Da Luthers Besoldung nur sehr bescheiden, seine Gastfreundschaft dagegen die eines Fürsten war, so musste Katharina sich der Ökonomie mit allem Ernst annehmen und sich dabei gefallen lassen, dass Luther sie für all ihre Hingebung mit derbem Humor ziemlich schonungslos an den Pranger

stellte. Weil sie eine ausgedehnte Viehzucht trieb, an der er oft selber seine königliche Freude hatte, konnte er einen Brief an sie adressieren: „Meiner lieben Hausfrauen, Katherin Lütherin Doktorin Säumarkterin zu Wittenberg meiner gnedigen Frauen zu Handen und Füßen“. Ein ander Mal witzelt er über ihre landwirtschaftlichen Liebhabereien und nennt sie wegen des Gütleins Zulsdorf, das sie gekauft hatte und eifrigst bewirtschaftete, „Euer Gnaden von Zulsdorf“. Wie froh ist er aber dann auch wieder, am Abend mit den Freunden hinauspilgern zu können in den wohlgepflegten Garten vor dem Elstertor und bei einem Trunk von dem Bier, das seine Hausehre in einem eigens erbauten Brauhaus selbst fabriziert hatte, des Tages Last und Hitze zu vergessen. Dort draußen oder auch in den Räumen des Klosters, das der Kurfürst ihm geschenkt hatte, und an dem die unternehmungslustige Käthe stets neue Verbesserungen anbrachte, konnte er des traulichsten Verkehrs mit Weib und Kind sich freuen und ein so einfacher Mensch werden, dass, wie er sich äußerte, die Engel im Himmel lachen und alle Teufel weinen müssen. In solchen Stunden pries er sich glücklich, seine Käthe zu besitzen und rühmte laut, er achte sie teurer als das Königreich Frankreich oder der Venediger Herrschaft. Daneben versäumte er nicht auf das Heil ihrer Seele und auf das Wachstum ihrer Erkenntnis sorgfältig Bedacht zu nehmen. Und als er fand, sie tue nach dieser Richtung zu wenig, so wandte er List an und stellte ihren ausgesprochenen Erwerbsgeist in den Dienst der Seelsorge, er versprach ihr im Herbst 1535, sie bekomme fünfzig Gulden, wenn sie bis Ostern die ganze Bibel durchlese. Bekannt ist, welche treue Stütze Katharina an dem glaubensstarken Mann hatte, als von den sechs Kindern ihrer Ehe zwei, darunter das vielversprechende Lenchen, heimgerufen wurden. An Magdalenens Sterbebett zog er sie an sich mit den Trostworten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hin kommt, sie kommt ja wohl“. Es darf nicht übersehen werden, dass in einer solchen Hinweisung auf die Wahrheit des Evangeliums ein ehrenvolles Zeugnis für den Glaubensstand derjenigen Person enthalten ist, an welche der Appell sich richtet. So verstanden ist auch der köstliche Humor, womit Luther sich noch in den letzten Tagen seines Lebens bei Käthe für ihre zärtliche Sorge um seine Gesundheit bedankt hat, ein Ehrendenkmal für sie. „Meine alte, arme Liebe und wie ich weiß Unkräftige“, schreibt er, „du willst sorgen für deinen Gott, als wenn Er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der eine alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch; lass mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn

du und alle Engel sind. Allerheiligste Frau Doktorin, dieweil ihr so gut für mich gesorgt und darob den Schlaf verloren habt, wollte uns das Feuer verzehren in unserer Herberge hart vor unserer Stubentür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, fiel uns schier ein Stein auf den Kopf, uns zu zerquetschen wie in einer Mausfalle. So Sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen. Bete du und lass Gott sorgen! Lass uns sagen und singen: wir wollen warten, was Gott tun wird, hiermit Gott befohlen“. Luther, der wohl selbst fühlte, dass die Sorge seiner Käthe nicht unbegründet sei, wollte ihr offenbar mit den letzten Briefen, aus denen wir hier einige Proben mitgeteilt haben, nochmals die ganze Fülle seiner zärtlichen Liebe zu fühlen geben. Und als dann an 22. Feb. 1546 statt des geliebten Gatten nur ein unabsehbarer Leichenzug von Eisleben her den Toren Wittenbergs nahte, da bewies Katharina, dass sie zwanzig Jahre lang an des großen Gottesmannes Seite gestanden hatte, und dass die Worte, die sie schon im dritten Jahr ihrer Ehe an den schwerkranken Luther gerichtet hatte, ein Ausdruck lebendigen Glaubens gewesen waren: „Mein liebster Herr Doktor, ist's Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm lieben Gott lieber denn bei mir wissen“.

Während der sieben Jahre ihrer Witwenzeit bot sich ihr reichlich Gelegenheit, solche Gottergebenheit zu beweisen und dem Zeugnis Ehre zu machen, welches Luther ihr einst für ihre Gattentreue und Nächstenliebe während der Pestzeit ausgestellt hat: „noch ist meine Käthe stark im Glauben.“ Außer Bugenhagen und Melanchthon verwandte sich Niemand für sie. Ihre treueste Freundin, die anmutige und gottselige erste Frau des Justus Jonas, mit der sie während langen Jahren Freud und Leid hatte teilen dürfen, war schon 1542 gestorben. Andere Verbindungen anzuknüpfen hatte sie zu Luthers Lebzeiten nicht Muße gefunden. Und die Vielen, die früher gastliche Aufnahme bei ihr gefunden, handelten nach dem alten Grundsatz: Undank ist der Welt Lohn. Während des schmalkaldischen Krieges und der darauf folgenden unruhigen Zeiten finden wir Katharina mit ihren Kindern bald da, bald dort, unstet und flüchtig, oft kämpfend mit der bittersten Not. Schließlich gewährte ihr der dänische König einen Jahrgehalt, wohl auf die Fürsprache der edlen, aus dem dänischen Herrscherhaus stammenden Kurfürstin **Elisabeth von Brandenburg**. Diese nämlich war, von ihrem rauen Gatten um ihres evangelischen Glaubens willen verstoßen, 1528 zu Luther geflohen und hatte längere Zeit mit Katharina zusammen, fast möchte ich sagen als Stütze der Hausfrau, geschaltet. Doch sollte Luthers

Witwe die ihr 1552 bewilligte dänische Unterstützung nicht lange genießen. Als sie, um der abermals mit besonderer Heftigkeit in Wittenberg auftretenden Pest zu entfliehen, der Universität nach Torgau folgte, wurden unterwegs die Pferde scheu, Katharina, besorgt um die Kinder, sprang aus dem Wagen, fiel in den Graben und zog sich dabei eine Krankheit zu, der sie am 20. Dez. 1552 erlag. Ihre letzten Worte waren ein Gebet für den Sieg der guten Sache, über deren Anfang und Fortgang sie einst so genau unterrichtet gewesen und für die sie mit ihrem teuren Helden so oft um Gottes Segen gefleht hatte.

Es wäre interessant zu wissen, ob Katharina von Bora, welche ohne Zweifel ihren Eheherrn oft und viel von den schweizerischen Reformatoren, von den bösen Sakramentierern, wie er sie zu nennen pflegte, hat reden hören, auch nach deren Frauen sich erkundigt und was für eine Meinung sie von denselben bekommen hat. Uns kann es zur Befriedigung gereichen, dass die Frauen der Väter und Begründer unserer reformirten Kirche der tapfern Räte als vollkommen ebenbürtige Gehilfinnen der Reformation dürfen an die Seite gestellt werden. Unter ihnen nimmt billigerweise die Frau des größten die erste Stelle ein. Nicht dass Zwingli der Erste gewesen wäre, der unter den schweizerischen Reformatoren den Schritt aus dem ehelosen und darum gar oft auch ehrlosen Priesterstand in einen Gott wohlgefälligen und eben deshalb für den wahren Diener Gottes ehrenvollen Ehestand gewagt hätte. Zwar hatte er sich, von seinem Gewissen geängstigt, sowohl an den Bischof, als an die Eidgenossen um Bewilligung der Priesterehe gewendet. Allein in der öffentlichen Ausführung dessen, was durch das Evangelium erlaubt, durch die offiziellen kirchlichen und staatlichen Gesetze aber verboten war, hatten ihm mehrere Freunde den Rang abgelaufen. Leo Jud z. B. hatte schon 1523 eine Beghine aus dem Kanton Schwyz heimgeführt, welche bald in Zürich von den Armen den Ehrennamen „**Mutter Leuin**“ erhielt. Zwingli dagegen musste seine Ehe geraume Zeit geheim halten. Er hatte durch einen seiner Schüler, den ungemein begabten Gerold Meyer, Zutritt zu dessen Mutter erhalten und sich in der Folge mit der durch viele Leiden geprüften Frau verehelicht. **Anna Reinhart** aber, die Witwe des vornehmen Zürchers Hans Meyer von Knonau, war durch Rücksichten auf die Familie ihres ersten Mannes gebunden. Und so konnte die öffentliche Trauung erst am 5. April 1524 stattfinden. Durch diese Heirat trat Anna aus den glänzendsten Verhältnissen heraus; um nun zu zeigen, dass sie ihre zukünftige Stellung als Gattin eines evangelischen Predigers vollkommen

verstehe, war ihr Erstes, ihre sämtlichen Kleinodien abzulegen und sich zu kleiden wie gewöhnliche ehrbare Bürgersfrauen. Doch scheint sie, wohl aus ähnlichen guten Gründen wie Luthers Käthe, überhaupt der Sparsamkeit gehuldigt und auch ihren Mann dazu angehalten zu haben. Wenigstens schrieb Zwingli, als er bei der Disputation zu Bern war und länger als beabsichtigt dort verweilen musste, ihr ausdrücklich, sie solle ihm umgehend den tintenfleckigen Hausrock „Tolngenrock“ übersenden.

Sonst erfahren wir von dem nüchternen Zwingli über sein häusliches Leben ungleich weniger als von dem poesievollen Luther. Übrigens war Zwinglis Ehe auch eine sehr kurze; der unglückselige Tag von Rappel machte schon 1531 dem glücklichen Bündnis ein jähes Ende. Den besten Einblick in Anna Reinharts Seelenleben gewährt uns das auf geschichtlichen Aufzeichnungen über Zwinglis Auszug zur Schlacht und über den mörderischen Ausgang derselben beruhende Gedicht von Martin Usteri: „Der armen Frow Zwinglin Klag.“ Zum Verständnis desselben muss vorausgeschickt werden, dass kurz vor der Schlacht bei Kappel in Zürich ein Komet war gesehen worden, dass ferner Zwinglis Pferd im Augenblick, da er von seiner Frau und seinen drei Kindern Regula, Wilhelm und Ulrich Abschied nahm, sich bäumte, und dass Frau Anna an jenem verhängnisvollen Tag außer dem Gatten auch den einzigen Sohn erster Ehe, zwei Tochtermänner, einen Schwager und einen Bruder verlor. Das ergreifende Gedicht, das wegen seiner vollendeten Nachahmung der damaligen Redeweise lange für ein echtes Produkt der Anna Reinhart gehalten wurde, lautet:

O Herre Gott, wie heftig schluog
Mich dines Zornes Ruten!
Du armes Herz, ists nit genuog,
Kannst du noch nit verbluoten?
Ich ring die Händ: käm doch myn End!
Wer mag myn Elend fassen?
Wer misst die Not? Myn Gott, myn Gott,
Hast du mich gar verlassen?

Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst und Klag,
Nur Bschuldigen und Stryten,

Man ficht mich an: Dyn Mann hats than!
Les ich in vielen Ougen;
Es bocht der Hohn: das Alt muoß koh'n!
Bald offenbar, bald tougen.

Was klagt ihr mir der Üwern Todt?
Hab ich nicht gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not ist ouch myn Not,
Vnd meeret myne Klagen!
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?
Ich bin die ärmst der Armen.

Vnd kumbt die lange Abendzyt,
Wo Kopf vnd Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jeglich Ton und Schatten.
Ich süftz: o Nacht, wärst du verbracht,
Möcht doch dyn Dunkel wychen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit ytel Bluot und Lychen.

Ich renn in Stryt, ich suoch und kann
Durch Spieß und Schwerter dringen,
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann
In Bluot und Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen.
Ich seh die Rott mit Hohn vnd Spott
Ihr Greweltat vollbringen.

Es gellet ouch das Jammergschrey
Mir stäticklich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Als herby!
Ach Gott, wir hand verloren!
Auf, Wyb vnd Mann! louf, louf wer kann!
Der Feynd ist vor den Thoren.

So helf vns Gott, Alls, Alls ist todt!
Louft, louft zu Mur vnd Toren!

Ich rannt hinus, fragt wen ich sach;
Vnd fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wusst es ja,
Dass er nit widerkehre!
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grusamcklich entzündet,
Die klag der Ewl, das Nachtgehewl
Hatts sattsam schon verkündet.

Er wusst es ouch, doch wollt er mich -
Ich wollt ihn nit erweichen.
Doch da syn Ross so rücklings wich,
Thät er wie wir erbleichen.
Die Kind vnd mich, wie brünstiglich
Hat er vns noch umbfangen!
Sah stets zurück, syn letzter Blick
Ist mir durchs Herz gegangen.

So schwinget sich wie ein Gekett
Um mich nur Angst vnd Jammer.
Entflüch ich dann der Lagerstett,
Ze süfzen in der Kammer,
So schlycht mir ach! das Regli nach,
Vnd weint: kannst du nit schlafen?
Zwingt mich ze Bett. - So bluoten stett
Die Wunden, die mich trafен.

Hör ich das erste Hahnenschrey,
So prys ich mynen Herren:
Gottlob die Nacht ist bald vorby,
Der Tag will widerkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,
Ob ich s' noch atmen höre!

Ein Engelskuss hat s' aufgeweckt,
Drum sy so fründlich lachen.
Ein jegklichs dann syn Köpflin streckt,
Vnd spächt, ob ich erwachen.
Dann henken s' sich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze schreyen!
O Mutterherz, du armes Herz,
Kann dich noch was erfrewen?

Du bindest mich ans Leben noch,
Du trybst den Tod zerücke,
Du lüpfst des Kumbers ysin Joch,
Dass es mich nit erdrücke!
Du ruofst: fortan luog d' Waislin an!
Was soll us jnen werden?
Sy sind ein Brand us Huldrychs Hand,
Vnd hand nur dich uf Erden!

Ja, diesen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will in trüw verwalten!
Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den sollend sy erhalten.
Uf syner Bahn führ ich sie an,
Daß er durch sie sich neue,
Vnd Hulderych im Himmelrych
Sich ihr und myner freuwe.

Komm du, o Buocho, du warst syn Hort,
Syn Trost in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit Tat vnd Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. - Herr, zeig ouch mir
Die Hilf in Jesu Namen!
Gib Muoth vnd Stärk zum schweren Werk
Dem schwachen Wybe! Amen.

Übrigens erging es, was uns Schweizer auch freuen darf, der Witwe unseres großen Reformators, die auch sieben Witwenjahre durchzuleben hatte, bei Weitem besser als der Witwe Luthers. Zwinglis würdiger Nachfolger, der

edle Bullinger, zögerte keinen Augenblick, seiner Verehrung für den geliebten Toten dadurch Ausdruck zu verleihen, dass er dessen vermögenslos hinterlassene Familie in sein Haus aufnahm. Dort verbrachte Anna ihre übrigen Tage in tiefster Stille, und als 1538 ihr Stündlein kam, konnte sie umso ruhiger sterben, weil sie ihre Kinder bei dem treuen väterlichen Freunde und dessen gleichgesinnter Gattin wohl geborgen wusste. In Bullingers Haus herrschte ein echt patriarchalischer Geist. So finden wir z. B. unter den Taufpaten eines seiner Kinder auch eine langjährige Dienerin seines Hauses, deren Jahrlohn, beiläufig bemerkt, in vier Gulden und einem Paar Schuhe bestand!

Eine in seltenem Maß begehrenswerte Frau muss die Gattin Oekolampads gewesen sein; denn als dieser sie heiratete, war sie schon Witwe, und doch haben auch nach Oekolampad noch zwei andere Reformatoren sich glücklich geschätzt, sie als Ehefrau besitzen zu dürfen. Der Basler Chronist Wurstisen sieht diesen Umstand als ein ganz besonderes Glück dieser Frau an. Ich glaube kaum, dass diese Anschauung die richtige ist. Jedenfalls aber besitzen wir von keiner andern Frau der Vergangenheit eine so sichere Bezeugung ihrer Vorzüge wie von ihr, welche nacheinander von vier der besten Männer ihrer Zeit nicht nur begehrt, sondern wirklich geheiratet worden ist.

Vibrandis Rosenblatt war die Tochter eines Ritters und Feldobersten Kaiser Maximilians I. und verehelichte sich, wie es scheint in früher Jugend, zum ersten Mal mit dem Basler Gelehrten Cellarius. Derselbe war kränklich, und so wurde sie bei Zeiten im Kreuztragen geübt. Als Oekolampad, durch den Tod seiner Mutter veranlasst, sich zur Ehe mit ihr entschloss, fand er sie trotz ihrer Jugend sehr verständig. Er schrieb an Farel: „Gott hat mir eine Frau zugeführt, die den Herrn Jesum kennt und liebt und fleißig für mein Hauswesen sorgt,“ und an Capito: „Sie ist gerade so, wie ich mir eine Frau gewünscht habe, und ich wollte nicht, dass sie anders wäre; denn sie ist weder streitsüchtig noch klatschsüchtig, läuft auch nicht in den Häusern umher, sondern tut daheim ihre Pflicht; klug hält sie die Mitte zwischen prunkendem Aufwand und anstößiger Dürftigkeit.“ Doch war es dem edlen Manne nicht lange vergönnt, seines ehelichen Glückes und der drei Kinder sich zu freuen, die Vibrandis ihm geboren. Diesen Kindern hatte Oekolampad die sinnigen Namen gegeben: Eusebius, Aletheia und Irene: Frömmigkeit, Wahrheit und Friede. Als er 1531 starb,

war sein letztes Wort an die Gattin: „Sorge, dass sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und wahr.“ In ihrem Schmerz um den frühvollendeten zweiten Gatten wurde Vibandis einigermaßen aufgerichtet durch die vielen Beweise von Verehrung, die dem Basler Reformator über Tod und Grab hinaus nachfolgten. Und namentlich war es der greise Wolfgang Capito, der sich nicht nur brieflich in Lobeserhebungen des Freundes erging, sondern selbst von Straßburg herbeieilte, um der Witwe und den Waisen Oekolampads seinen Beistand anzubieten. Gerührt von solcher Freundestreue, folgte ihm Vibandis nach Straßburg und pflegte den beständig kränkelnden Mann als treue Ehefrau zehn Jahre lang. In dieser Zeit erlebte sie auch den Schmerz, ihren Knaben Eusebius sterben zu sehen, und im Jahre 1541 machte sie die Pest zum dritten Male zur Witwe. In den gleichen Tagen wie Capito starb auch die Frau des andern Straßburger Reformators Martin Bucer, und so trat Vibandis im Jahre darauf zum vierten Mal in die Ehe. Butzer aber wurde den Töchtern Oekolampads und den Kindern Capitos aus dessen erster Ehe der zärtlichste Vater und bekümmerte sich trotz seiner vielfachen Amtsgeschäfte und trotz den tausendfachen Verbindungen, die er mit Nah und Fern unterhielt, um sein Hauswesen wie wohl kein anderer der namhafteren Zeitgenossen. Vibandis, die damals höchstens vierzig Jahre alt, nahm die große Last, mit Butzer für die vielen angetretenen und eigenen Kinder zu sorgen, rüstig auf sich. Als aber Butzer 1548 einem Ruf an die ferne englische Universität Cambridge folgte und sie allein mitten in ihrem zahlreichen Kreis zurückließ, da wollte ihr doch oft bange werden, und sie war froh, an **Katharina Zell**, der tapfern Tabitha Straßburgs, eine treue Hilfe zu haben. Die Zellin, die einzige unter den Gattinnen der Reformatoren, welche zur Not auch die Feder ergriff, um für die Sache des Evangeliums einzustehen, ist neuerdings durch die elsässischen Lebensbilder wieder bekannter geworden. Vibandis folgte übrigens nach einem Jahre ihrem Dr. Butzer, der in England zu hohen Ehren gelangt war. Doch sollte auch dort ihres Bleibens nicht sein; denn Butzer starb schon 1551, nicht ohne dass er, der sein Lebenlang gern Ehen gestiftet, in seinem Testament ausdrücklich bemerkt hätte: „Ich will keineswegs, dass meine liebe Hausfrau sich im Witwenstande halten müsse, wo ihr der HErr einen gottesfürchtigen, frommen Gemahl zufügen täte.“

Allein Vibandis hat von dieser Freiheit keinen Gebrauch gemacht; auch nicht von den Gnaden des englischen Erzbischofs. Sie zog nach Basel, um

bei dem Grab Oekolampads ihr wechselvolles Leben zu beschließen. Zwar musste sie im Jahr 1554 hören, dass die kirchliche Reaktion in England die Oberhand bekommen habe, und dass die blutige Maria selbst die Gebeine des frommen, friedliebenden Butzer aus ihrer Grabesruhe habe hervorreißen und verbrennen lassen. Vibandis durfte aber auch noch erleben, dass Königin Elisabeth den englischen Thron bestieg, die Reformation wieder einführt und 1560 das Andenken des von König Eduard so sehr geliebten Butzer in ehrenvollster Weise erneuerte. Elisabeth von England ist überhaupt unverdientermaßen so sehr verpönt; sie hatte ohne Zweifel ihre großen Schwächen und hat namentlich ihre Eifersucht gegen die Schönheit der Maria Stuart auf die äußerste Spitze getrieben. Allein das berechtigt noch keineswegs, sie neben der frivolen und bigotten Maria Stuart in den Schatten zu stellen. Und namentlich darf die evangelische Christenheit sich nicht etwa durch Schillers ästhetische Sympathie für die schöne Gestalt und das tragische Geschick der schottischen Königin verleiten lassen, ihrer in der Einsamkeit einer freudlosen Jugend verbitterten Gegnerin die großen Verdienste um den englischen Protestantismus zu vergessen. Vibandis Rosenblatt hat die englische Fürstin gewiss dankbar gesegnet für jenen Akt der Pietät, dessen Kunde ein Lichtstrahl war am Abend ihres vielgeprüften Lebens. Eine andere große Freude war für sie die Verheiratung ihrer zweiten Tochter, **Irene Oekolampad**, mit einem angesehenen Bürger Basels, Lukas Eselin. Vibandis starb 1564 und wurde im Kreuzgang des Münsters in dem Grab unseres Reformators beigesetzt. Butzer hatte mit Recht in seinem Testament von ihr sagen können: „Sie ist seit vielen Jahren der Kirchen zu dienen fast hart geübt.“

Wie wenig zu jener Zeit, wo überhaupt die Häuslichkeit mehr in den Hintergrund treten musste, wo die treibenden und bewegenden Führer von ihrer öffentlichen Tätigkeit vollauf in Anspruch genommen waren, wie wenig damals beim Heiraten nach den Bedürfnissen des Herzens gefragt wurde, zeigt uns am besten das Beispiel Calvins. Als er während seines Aufenthaltes in Straßburg zur Überzeugung kam, dass er sich nun verehelichen sollte, da sah nicht er selbst sich um, sondern er überließ es den Freunden, Eine ausfindig zu machen, die für ihn passe. Calvin, welcher offenbar mehr Sinn hatte für Freundschaft mit Männern als für das Verhältnis zu Frauen, das man gewöhnlich „Liebe“ nennt, wollte nur ehelich werden, um mit den Äußerlichkeiten des Lebens sich nicht befassen zu müssen und mehr Ruhe für seine Studien zu gewinnen. Er betrieb

deshalb die Angelegenheit ohne alles Feuer, ja so kühl, dass es uns nicht wundern darf, wenn nacheinander drei Versuche scheiterten. Die Erste schreckte zurück, weil ihr ein Brief Calvins gezeigt wurde, worin es hieß: „ich bin keiner von den verliebten Toren, die über einem hübschen Gesicht alles Andere vergessen und am Ende auch die Fehler ihrer Geliebten anbeten. Die einzige Schönheit die Eindruck auf mich macht, ist die, wenn eine Frau sanft sich zeigt, keusch, bescheiden, haushälterisch, geduldig, und die Pflege ihres Mannes ihr die Hauptsache ist.“ Die Zweite erbat sich Bedenkzeit, weil Calvin, ohne sich von ihrem Reichtum und ihrer hohen Herkunft bestechen zu lassen, im Hinblick auf die ihm als Lebensaufgabe vorschwebende Reformation von Frankreich von dem vornehmen deutschen Edelfräulein kategorisch die Erlernung der französischen Sprache verlangte. Von einer dritten wurde ihm, als das Versprechen schon gegeben war, berichtet, sie habe Hang zum Leichtsinn. Ohne einen Augenblick zu zögern, löste Calvin das kaum geknüpfte Band unverzüglich wieder und schrieb seinen Freunden, es werde das Beste sein, wenn er die Bemühungen dieser Art überhaupt aufgebe. Während er diesem Vorsatz nachkam, führte Gott ihm diejenige zu, die für ihn bestimmt war, und um derentwillen eben die Vorsehung alle jene menschlichen Heiratsprojekte hatte zu Wasser werden lassen. Es war Calvin schon einige Zeit vorher gelungen, eine Anzahl Wiedertäufer zur Kirche zurückzubringen. Unter diesen befand sich auch ein junges Ehepaar aus Lüttich, Johannes Storcker und **Idelette von Büren**. Nun starb der Mann an der Pest, und da der jungen Witwe die Rückkehr in die täuferischen Kreise der Heimat verschlossen war, so blieb sie mit ihren Kindern in Straßburg und hatte sich der Fürsorge der dortigen Reformatoren zu erfreuen. Butzer, der öfter mit ihr verkehrte, wurde überrascht von ihrer feinen Geistesbildung und frommen Demut und machte in seinem edlen Eifer für Ehestiftung Calvin sofort auf diese Perle aufmerksam. Weiter wissen wir nichts, als dass im September 1540 mit ziemlichem Gepränge die Hochzeit stattfand. Auch über die Ehe der Beiden erfahren wir sehr wenig. Als bald nach der Hochzeit Calvin von einem heftigen Unwohlsein befallen wurde, schrieb er an Farel, Gott habe ohne Zweifel durch diese Widerwärtigkeit die Freude der Honigwochen auf das rechte Maß zurückführen wollen. Und in dieser ernsten Stimmung blieb Calvins Familienleben. Beide Gatten kränkelten fortwährend, und die Kinder, die sie bekamen, starben jeweilen schon nach wenigen Tagen. Für Calvin freilich waren diese häuslichen Beschwernisse bei Weitem nicht die

drückendsten. Ihm war Gottes Werk und Gottes Reich so wichtig, dass die Verhältnisse, Neigungen und Schicksale der eigenen Person ihm daneben ohne alle Bedeutung erschienen. Als einmal das junge Leben eines Söhnleins erlosch, indem es das Licht der Welt erblickte, da konnte er den Freunden schreiben: „ja, der HErr hat mir einen Sohn gegeben und ihn wieder genommen; mögen die Feinde mir das nun zur Schmach machen, wenn es ihnen gefällt! Zähle ich denn nicht meine Söhne zu Zehntausenden auf dem ganzen christlichen Erdkreis?“ Der viel geprüften Idelette mag wohl der tröstende Blick ins Große nicht so leicht geworden sein. Für sie ist der rücksichtslose Eifer, der ihren Gatten im Dienst des HErrn beseelte, so sehr sie denselben im Grund ihres Herzens geteilt hat, doch gewiss oft und viel eine Veranlassung zu schmerzlicher Selbstverleugnung gewesen, zumal sie mit zunehmender Kränklichkeit zu kämpfen hatte. Doch fand sie immer wieder bei der treuen Freundin ihres Herzens, der frommen Gattin Virets in Lausanne, Trost und Erquickung. Und wie sehr sie allmählich an der Seite Calvins zur gleichen Höhe des selbstvergessenden Glaubens hinangelangt war, erhellt deutlich aus dem Bericht, den Calvin im April 1549 über ihren Heimgang an Viret gesandt hat: „wie sie nie ängstlich gesorgt hatte um irdische Dinge, so vermied sie auch während der ganzen Krankheit, mir die Sorge zu zeigen, die ihr allein noch am Herzen liegen konnte, die Sorge für ihre Kinder aus erster Ehe. Indessen fürchtete ich, dass dies zarte Verschweigen sie doch innerlich quäle und fing somit von selber drei Tage vor ihrem Tod von der Sache zu sprechen an, indem ich sie versicherte, dass ich für die Hinterlassenen tun werde, was in meinen Kräften stehe. Sie antwortete sogleich, sie habe ihre Kinder schon Gott empfohlen; und auf meine Erwiderung, dies verhindere nicht, dass ich Sorge für sie trage, sagte sie: das bin ich von vornherein überzeugt, dass du nicht Kinder verlassen wirst, die Gott anbefohlen sind.“ Den Freundinnen aber, welche sie aufforderten, mit Calvin über ihre Kinder zu sprechen, gab sie eine Antwort, die, als sie dem Witwer nachher mitgeteilt wurde, einen überwältigenden Eindruck auf denselben machte. Die betreffenden Worte legen in gleicher Weise von Idelettes echt calvinischer Seelenstärke und von ihrem tiefen Verständnis für das ganze Wesen ihres Mannes Zeugnis ab. Sie lauten: „es ist nicht vonnöten, meinen Mann versprechen zu lassen, dass er die Kinder in keuscher Zucht und in der Furcht Gottes erziehe. Wenn sie fromm sind, wird er ihnen unaufgefordert Vater sein; wenn sie es nicht sind, so verdienen sie nicht, dass ich für sie bitte. „

Calvin hat sich nicht wieder verehelicht. Ungehindert von irgend welcher familiären Rücksicht, die ohnehin bei ihm dem Interesse für Gottes Reich nie Eintrag getan, lag er bei zunehmenden Jahren mit immer intensiverem Ernste seiner Lebensaufgabe ob: Genf zu einem christlichen Musterstaat und zugleich zu einem Herzpunkt zu machen, aus dem allen Ländern romanischer Zunge stets neue Impulse zur Reformation zuströmten.

Der Kreis von Frauen, welche „Gehilfinnen der Reformatoren“ genannt zu werden verdienen, ließe sich noch weit ausdehnen. Gott gab den treuen Herolden seines Wortes nicht nur geistig und geistlich ebenbürtige Gefährtinnen des persönlichen Lebens, sondern er ließ sie unter allen Schichten ihrer Zeitgenossen treue Glaubens- und Arbeits-Genossinnen finden. Und die Reformatoren ihrerseits wussten das hoch zu schätzen. Zwar für fade Courtoisie fehlte ihnen sowohl Geschmack als Zeit vollständig, sie konnten im Gegenteil gelegentlich, „the monstrous regiment of women“, wie John Knox sich ausdrückt, recht unhöflich perhorreszieren²¹. Dagegen wanden sie frommen Frauen in ihrer Weise freundlich einen Ehrenfranz. Mit der treuen Bekennerin des Evangeliums, welche neun Tage den Thron von England geziert, der ebenso heilsbegierigen als wissbegierigen **Jane Grey** hat unser schweizerischer Reformator Bullinger trotz ihrer zarten Jugend einen ernsthaften Briefwechsel unterhalten, und die Handschuhe, welche sie ihm vom Blutgerüst als Andenken hatte übersenden lassen, hat er Zeitlebens sorgsam aufbewahrt. Der tapfern Zellin (**Katharina Schütz**, Ehefrau des Straßburger Reformators Mathias Zell), welche bald für durchreisende Reformatoren und evangelische Flüchtlinge am Herde, bald für die große Sache der Reformation am Pulte tätig war, schrieb Luther wiederholt die freundlichsten Briefe. Uns mutet an ihr nicht nur die sprichwörtlich gewordene Wohltätigkeit an, sondern nicht minder die kraftvolle Verteidigungsschrift, mit der sie aus ihrem Witwenstübchen dem Angriff eines jungen Eiferers auf ihres „seligen Mathis“ Ehre als ein „Stück von seiner Ripp“ nach Gebühr heimleuchtete! Große Achtung genoss im Kreis der Reformatoren auch die konstanzer Diakonissen-Mutter **Margaretha Blaurer**. In echt evangelischer Weise hatte dieselbe die guten Bestrebungen der Nonnenklöster auf dem Boden der Reformation fortgeführt und umgestaltet und einen bald herrlich blühenden Verein von Frauen und

Jungfrauen ihrer Stadt begründet zur Pflege von Kranken, Armen und Waisen.

VI. Die Stillen im Lande.

Der Reformation folgte auf dem Fuße die Gegenreformation. Durch unzählige geheime oder offene Gewaltakte suchte die römische Kirche die ihr entrissenen Gebiete zurückzuerobern, und bei diesem Bestreben hatte sie zum Teil die beklagenswertesten Erfolge. Es ist ungemein schmerzlich, diesen geschichtlichen Prozess zu verfolgen und sehen zu müssen, wie Rom und seine Verbündeten überall, wo nur irgend evangelischer Glaube Wurzel gefasst hatte oder Wurzel fassen wollte, den Vertilgungskrieg eröffneten und mit grauenerregender Beharrlichkeit durchführten. Unwillkürlich drängt sich dem denkenden Beobachter die Frage auf: warum das? Warum musste die kaum ins Leben getretene segensreiche Aktion durch diese schreckliche Reaktion in ihrem ganz Europa heilverkündenden Siegeslauf sofort aufgehalten werden? Dies große Warum? werden wir wie so viele andere ähnliche Fragen wohl erst dort genügend beantworten können, wo wir im Licht erkennen werden, was wir auf Erden bloß dunkel sahen. Immerhin wissen wir aus Natur und Geschichte, dass solche bedauerliche Gegenwirkungen unleugbar zu den Gesetzen gehören, nach denen Gott die Welt im Großen und im Kleinen regiert, zu dem unerforschlichen Ratschluss, den nur der kindliche Glaube stille verwinden, ja siegreich überwinden kann. Und soviel kann uns ja wohl klar sein, dass die Frühlingsstürme, die mit den Blüten auch tausende von jungen Früchten hinwegnehmen, und dass die Trübsale, die nicht nur Strohfeuer ausblasen, sondern auch manche wirklich verheißungsvolle Anlage zerstören, zur gedeihlichen Entwicklung, dort des Baumes, hier des Reiches Gottes notwendig sind. Die Kirchengeschichte hat in der Tat allen Grund, mit St. Paulo sich der Trübsale zu rühmen; denn aus den größten Trübsalen sind je und je auch die herrlichsten Früchte für die Kirche Christi hervorgegangen, namentlich Lichtgestalten, an denen es sich immer aufs Neue zeigte, wie richtig der Apostel behauptet hatte: „Trübsal bringt Geduld, Geduld aber bringt Bewährung, Bewährung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zu Schanden werden.“

So hat denn auch die Gegenreformation in dieser Weise eine ganze Wolke von Zeugen für Christum hervorgebracht. Und gerade da, wo sie zuerst und mit dem meisten Erfolg ihre ganze Schreckensmacht entfaltete, in Frankreich und Italien, treten uns glänzende Beispiele von Frauen entgegen, welche um ihres evangelischen Glaubens willen die größten Anfechtungen

zu bestehen hatten. Es ist wahrlich ein erhebender Anblick zu sehen, wie aus der französischen Herrscherfamilie, mithin aus dem Königshaus, welchem der Papst für große Verdienste um die Mehrung römischer Macht und Herrlichkeit den Ehrentitel des allerchristlichsten gegeben hat, mehrere große Fürstinnen es sich zur höchsten Ehre anrechneten, die Leiden der verachteten Hugenotten teilen zu dürfen. Schon das Morgenrauen der Reformation war von einer französischen Königstochter, der Königin **Margaretha von Navarra**, freudig begrüßt worden. Nachher fand dieselbe freilich den Reformator von Genf zu sittenstreng, auch wagte sie, obgleich sie die Reformation begünstigte, keinen förmlichen Bruch mit Rom, sondern begnügte sich, ähnlich wie die gelehrte Italienerin **Vittoria Colonna**, mit der altmodischen Weise des 15. Jahrhunderts, einzelne Verbesserungen im Gottesdienst einzuführen und fromme Wünsche für die Hebung des priesterlichen Standes auszusprechen.

Ganz anders ihre Tochter, die Heilige des französischen Protestantismus, **Johanna d'Albret**. Dieselbe schwur an Weihnachten 1560 den Katholizismus feierlich ab und bekannte sich mit Wort und Sakrament zur reformierten Kirche. Voll Eifer nahm sie an den reformierten Synoden Teil und wirkte bei politischen Vereinbarungen durch ihre energische Fürsprache alle nur möglichen Vergünstigungen für ihre Glaubensgenossen aus. Unter diesen selbst verdiente sie den Namen „die Debora der Hugenotten“ dadurch, dass sie mit warmer Begeisterung stets aufs Neue den sinkenden Mut der so hart Angefochtenen zu beleben verstand. Nach dem Tod ihres in jeder Hinsicht schwachen Gemahls führte sie von 1562 an die Reformation förmlich in Navarra ein und zwar mit der ganzen Konsequenz calvinischer Sittenstrenge. Daraufhin gelang es aber auch der Königin-Mutter von Frankreich, der bigotten und üppigen Katharina de Medici, ihren Sohn zum Religionskrieg gegen die eigensinnige Hugenottin zu bewegen. Allein weit entfernt, dass die blutigen Feldzüge Johanna weich gemacht und zum Rücktritt bewogen hätten, wurde sie durch jede neue Gräueltat des französischen Hofes in ihrem Glauben bestärkt, und als ihr Schwager Condé 1569 bei Jarnac ermordet wurde, schwur sie vor versammeltem Hugenottenheere, „eine so heilige, gute und gerechte Sache nie zu verlassen.“ Als der Frieden wieder hergestellt war, fingen die Unterhandlungen wegen der Heirat ihres Sohnes Heinrich mit Margaretha von Valois, der Tochter Katharinas, an. Es ging selbstverständlich lange, bis Johanna ihre Abneigung gegen eine solche Verbindung überwunden hatte.

Und der spätere Übertritt ihres Sohnes, der freilich für eine Messe die französische Krone erhielt, hat die Befürchtungen, unter denen Johanna während ihrer letzten Lebensjahre mehr als unter allen Strapazen und Aufregungen der Kriegszeit litt, nur zu sehr bestätigt. Ihr selbst wurde es erspart, diese Schmach zu erleben. Mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit Heinrichs erkrankte sie und starb am 9. Juni 1572. Sie hatte sich auch in Paris unter den Augen des Hofes aufs Energischste zu ihrem Glauben bekannt, mit einer Menge Glaubensgenossen das heiligen Abendmahl gefeiert und für ihren Sohn die Bedingung erreicht, dass er der Hochzeitsmesse nicht beiwohnen müsse. Nach ihrem Tod verbreitete sich denn auch sofort das Gerücht, sie sei durch Handschuhe vergiftet worden. Die Obduktion der Leiche erwies aber, dass sie eines natürlichen Todes gestorben war.

Gleichwie Johanna hatte auch die Tochter König Ludwigs XII., die Prinzessin **Renata**, in ihrer Jugend unter dem heilsamen Einfluss der vorhin erwähnten Königin Margaretha gestanden. An Herkules von Este, Herzog von Ferrara, verheiratet, lebte sie mit ihrem Gemahl ausschließlich den Künsten und Wissenschaften, bis 1535 Calvin in Ferrara erschien und während eines halbjährigen Aufenthaltes am dortigen Hof ihre von Hause mitgebrachte allgemeine Religiosität in die Zucht der evangelischen Heilswahrheit stellte. Sie schloss sich nun unverhohlen der Reformation an und unternahm nichts mehr ohne den Rat Calvins, der bis zu seinem Tod eifrigst mit ihr korrespondierte. Seine Briefe, die oft sehr strenge Mahnungen enthielten, immer aber den Stempel treuster Fürbitte trugen, halfen der um ihres Glaubens willen hart bedrängten Fürstin standhaft bleiben. Die grausamsten Versuche, sie in den Schoß der römischen Kirche zurückzubringen, schlugen fehl. Ja, es gelang ihr sogar in Ferrara allmählich eine kleine evangelische Gemeinde zu sammeln. Aus dieser ist die fromme und gelehrte **Olympia Morata** hervorgegangen, deren anziehendes Lebensbild von Jules Bonnet nicht genugsam empfohlen werden kann.

Als Renatas strengkatholischer Gatte starb, mussten die Inquisitionen zwar aufhören, allein in Frankreich, wohin sie zurückkehrte, warteten ihrer nicht minder schwere Prüfungen anderer Art. Sie musste es mitansehen, dass ihr Schwiegersohn, der Herzog von Guise, die Hugenotten blutig verfolgte, und musste Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht sein. Doch konnte sie

vermöge ihrer hohen Stellung, um deretwillen sie auch im Allgemeinen in freier Religionsübung nicht gehindert wurde, gerade in jener Zeit der Verfolgung vielen Glaubensgenossen Zuflucht bieten und Manchen vom Tod erretten. Ihre Liebestätigkeit erwarb ihr auch unter den Gegnern ihres Glaubens die größte Verehrung; das Volk nannte ihr Schloss nur Hôtel-Dieu.

Renata hatte sich während jener Bedrängnis ihres Glaubens zu Lebzeiten ihres Gemahls namentlich dadurch als echte Märtyrerin erwiesen, dass sie sich auch dann nicht beugte, als man die raffinierteste Repressalie gegen sie anzuwenden wagte und ihr die eigenen Kinder wegnahm.

Das gleiche Mittel wollte zur gleichen Zeit der Kardinal Riverta gegen jene vornehmen Tessinerinnen zur Anwendung bringen, von welchen die Orelli, Pestalozzi und Muralto in Zürich herstammen. Doch muss zu Ehren der damaligen Eidgenossen gesagt werden, dass sie trotz aller Gefügigkeit gegen den päpstlichen Legaten zu dieser Barbarei nicht Hand boten. Als der schlaue Prälat, um den zur Reformation übergetretenen Tessiner Adel zurückzugewinnen, bei den, wie er meinte, schwächeren Frauen den Anfang machen wollte und die als Bittstellerinnen zu ihm gesandten drei Damen unschwer glaubte des Irrtums überführen zu können, zogen sie die Bibel hervor und erklärten, dass sie trotz der Lebensgefahr ihrer Männer und Kinder nicht zu der geringsten Konzession gegen das Wort der Wahrheit sich herbeilassen könnten. Die katholischen Eidgenossen waren so ergriffen von der Glaubensstärke dieser Frauen, dass der Legat dem freien Abzug der betreffenden Familien in die reformierten Kantone kein Hindernis in den Weg legen konnte.

Außer den vorhin erwähnten wenigen edlen Fürstinnen waren die Regentenhäuser im Süden und Westen Europas dem Katholizismus völlig zugetan, und eben deshalb hatte auch die Gegenreformation dort leichtes Spiel. Ganz anders in der Mitte, im Norden und im Osten unseres Erdteils. Da hatten ganze große Völkerschaften samt ihren Fürstenfamilien der Reformation sich angeschlossen und diese waren nun durchaus nicht gesonnen, sich die Segnungen des evangelischen Glaubens wieder entreißen zu lassen, sondern erwehrten sich der Angriffe einer von Österreich und Bayern im Interesse der römischen Kirche organisierten Liga mit größter Beharrlichkeit und führten schließlich in Verbindung mit dem großen Schwedenkönig für ihre Glaubens- und Gewissens-Freiheit einen

dreißigjährigen Krieg. Unter solchen Umständen war natürlich die ganze Stellung und Aufgabe der deutschen protestantischen Fürstinnen eine ganz andere. Sie hinderte Niemand ihres Glaubens zu leben, sie hatten auch nicht nötig unter ihren Landeskindern für die Ausbreitung der reinen evangelischen Lehre tätig zu sein. Auf eine stillere Wirksamkeit angewiesen, haben sich aber dennoch Viele unter ihnen in ausgezeichneter Weise um das Reich Gottes verdient gemacht.

Zunächst begegnen wir einer Urenkelin jener um ihres Glaubens willen von ihrem Gemahl verstoßenen, von Luther und seiner Käthe gastlich aufgenommenen Brandenburgischen **Kurfürstin Elisabeth**, der schlesischen Herzogin **Dorothea Sybilla**. Dieselbe ist das Muster einer Landesmutter jener Zeit. Während der lange dauernde Krieg fast überall eine entsetzliche Verwilderung der Sitten nach sich zog, wusste sie das Völklein ihres Herzogtums mit freundlichem Ernst in den Schranken christlicher Zucht zu halten. Die rührende Liebe, welche sie jedem ihrer Untertanen bewies, und der liebenswürdige Humor, von dem sie sich im Verkehr mit dem Volk leiten ließ, trugen ihr die allgemeinste Verehrung und den Beinamen der „lieben Dorel“ ein. Geboren in Berlin den 19. Okt. 1590 und äußerst einfach erzogen, schlug sie schon als ganz junge Tochter wegen des schlechten Rufes des Bewerbers sogar eine Krönungskrone aus und vermählte sich im Jahre 1611 mit dem gottesfürchtigen und milden Herzog Christian zu Liegnitz und Brieg. Ihre Leutseligkeit und Anspruchslosigkeit gewann sofort alle Herzen. Damit ihr Gemahl große Schulden, welche das Land drückten, abzahlen könne, vereinfachte sie den fürstlichen Haushalt und beschränkte insbesondere die Ausgaben für die Tafel und für die Dienerschaft. Um namentlich unter den höheren Ständen einfachere Sitten zu pflanzen, zog sie die heranwachsenden Töchter des Adels an ihren Hof und errichtete eine Art von hoher Schule für alle Zweige des Hauswesens. Diese Hoffräulein mussten nämlich mit den Mägden kochen, backen, die Gemächer reinigen und waschen. Sowie Eine ankam, wurde sie zur Herzogin beschieden und also angedeutet: „Meine liebe Tochter! Solcher Arbeit musst du dich unterfangen und sie gründlich erlernen; das wird dir frommen, so du selbst eine ehrliche Hausfrau sein wirst; denn wie willst du dein Gesinde strafen und tadeln ob böser Arbeit, so du sie selbst nicht verstehst und zeigen kannst. Siehe ich bin aus kurfürstlichem Stamm, habs aber bei meiner Frau Mutter selig zu meinem großen Nutz und Frommen, wie ich jetzt verspüre, auch verrichten müssen; darum wird es dir an deiner

adeligen Ehre nicht schaden; denn Arbeit schändet nicht, sondern ehrt und krönt. Darum lass es sich nicht ärgern und verdrießen, das sollte mir leid sein!“ Allein nicht nur über den Adel, sondern auch über die Bürgerschaft erstreckte sich ihre landesmütterliche Obsorge. Jeder Bürgerstochter, welche sich als Jungfrau gottesfürchtig, züchtig, arbeitsam und den Eltern gehorsam erwiesen, schickte sie am Hochzeitstag eine Viertelstunde vor dem Kirchgang ein Sträußchen selbstverfertigter Blumen; ja es kann sogar vor, dass die Herzogin einer besonders tugendhaften Braut dieses Ehrenzeichen in eigener Person ans Mieder heftete. War dann die junge Frau eingehaust, so konnte sie sicher sein, dass die „liebe Dorel“ einmal ganz unvermutet, vielleicht schon am frühen Morgen, bei ihr eintrat, und man wusste gut, dass die Herzogin an einen Ort nicht wiederkam, wo sie bei solchen Visitationen Unordnung und Unreinlichkeit vorgefunden hatte. Sie selbst hielt sich frei von allem Prunk und begab sich gewöhnlich zu Fuß zum Gottesdienst. Doch war sie auch frei von allem Geiz. Alljährlich veranstaltete sie in ihrem Schloss zu Brieg ein großes Jugendfest, an dessen Schluss sie die Kinder mit einigen Segensworten beschwor, in der Furcht Gottes und zu seinem Lob und Preis zu leben.

Wenn ihr Gemahl in Kriegsfällen oder in diplomatischen Angelegenheiten außer Landes gehen musste, so ernannte er jeweilen für die Zeit seiner Abwesenheit die Herzogin zu seiner Stellvertreterin. Und diese benützte solche Regierungsgewalt jedesmal zu einer von echt evangelischem Geist getragenen Verordnung. So schrieb sie, als sie bemerkte, wie widersinnig die Kranken behandelt wurden, einen gemeinnützigen Traktat, enthaltend Verhaltensmaßregeln in gesunden und kranken Tagen, und ließ das Büchlein unentgeltlich verteilen. Sie erklärte, freilich zu geringer Erbauung der damaligen Ärzte und zum Teil auch noch der heutigen medizinischen Zunft, durch Gottvertrauen, ruhiges Verhalten, frische Luft und Mäßigkeit werde vielen Krankheiten vorgebeugt, und das sei auch bei den meisten Krankheiten zur Genesung genügend. Den Branntwein nannte sie mit Recht und, wie die Chronisten berichten, auch mit großem Erfolg einen Teufelstrank und die Branntweinbrenner des Teufels Apotheker.

Hauptsächlich aber ist hier zu erwähnen das von Dorothea Sybilla im Jahre 1618 erlassene musterhafte und mit einer für jene Zeit geradezu staunenswerten Kühnheit an die betreffenden Pläne und Wünsche der Reformation anknüpfende Armengesetz. Um dem lästigen und schädlichen

Unfug des Gassenbettels zu steuern, wies sie den Rat von Brieg an, aus jedem Stadtviertel zwei oder drei Bürger zu wählen, welche die Umstände der Armen untersuchen und solche Leute, die der Almosen bedürftig, auch wegen Siechheit, Altersschwachheit und sonstiger Gebrechen für sich selbst nicht zu sorgen vermögen, von dem gesunden, aber liederlichen, losen und faulen Bettelvolk absondern sollten. Für die wirklich Bedürftigen soll ein allgemeiner Almosenfasten sorgen, in den jeder Bürger nach seinem Vermögen wöchentlich oder monatlich ein Gewisses einlegen müsse, und zu dem sie selbst aus ihren Sparpfennigen quaterlicherlich ein Erkleckliches beitragen werde. Auch könne dieses Armengut aus dem Stadtvermögen sehr wohl geäufnet²² werden, zumal es jedenfalls mehr im Sinne der Vorfahren und Stifter dieses Vermögens sei, wenn dasselbe auf ein löblich und christlich Werk verwendet werde, als wenn es alljährlich bei Abnahme der Rechnung (also bei Zunftessen!) in Üppigkeit und Wohlleben draufgehe. „Die gottlosen Leute aber, so nicht arbeiten mögen, sondern sich in Faulheit aus dem Bettelsack nähren, soll ein Rat mit Almosen in keiner Weise bedenken, sondern mit Dräuen und scharfen Mitteln zur Arbeit halten und sie ihr täglich Brot und den zum Unterhalt der Ihrigen notwendigen Lohn verdienen lassen bei allerlei öffentlichen Arbeiten: beim Pfahlstoßen, Dammschütten, Gassensäubern... und weil ein Rat in seinem Stadthofe etliche Gemache hat, sollen die, so widerspenstig und trotzig sind, daselbst eingelegt, auch zu gelegener Zeit, wenn Arbeit nicht vorhanden, durch einen Prediger im christlichen Glauben unterrichtet werden. So aber solches Remedium auch nicht helfen wollte, wollen wir es nach unseres herzlichsten Eheherrn Heimkehr dahin zu richten wissen, dass solch loses Gesindel zu Staupen und in Eisen gelegt oder, so sie in das Land nicht gehörig, über des Fürstentums Grenze getrieben werden.“ Besonders schön ist die Stelle dieser Verordnung, welche die Grundlinien des großen Werkes der Armenerziehung enthält: „Die Bettelkinder absonderlich anlangend, ist es Gott fast weinend zu klagen, die Stadtobrigkeit aber zu schelten, dass selbige beim Betteln aufwachsen wie das Vieh, zur Schule nicht gehalten werden, vom Grund christlichen Glaubens und einem ehrbaren Wandel nichts erfahren und von Predigern zur Beichte und heiligen Kommunion zugelassen werden, so sie nur den Katechismus dürftig und ohne der Worte Verständnis herplappern können. Dieweil sich nun auch nachher, so sie bei Jahren sind, Niemand um sie härt und Keiner sorgt, dass sie auf einen Dienst oder auf ein Handwerk gehen, so werden sie Diebe, Mörder,

Landstreicher, liederliche Dirnen, sterben dahin wie das Vieh oder zieren den Galgen. Ein Rat wolle um Gottwillen solches Ding wohl bedenken und erwägen, was für Unheil in Zeit und Ewigkeit daraus kommen muss, auch an die Verantwortung, so er solchen Unfug als die von Gott eingesetzte Obrigkeit nicht noch in Zeiten ändert. Denn die Ermahnung der Prediger von der Kanzel und in der Katechismuslehre will bei solchem harten Volk nicht allein fruchten; der weltliche Arm muss dreinschlagen und, wie unser Herr und Heiland Jesus Christus in seinem Gleichnis (Luk. 14,23) lehrt, das halsstarrige Volk zwingen, heran zu kommen, d. i. frömmere zu werden und Sünde und Laster meiden zu lernen. Weil wir nun glaublich berichtet worden, wie die Schulmeister in der Stadt nur solche Kinder einschreiben, so das Wochengeld erlegen, die Kinder der armen Leute aber nicht zulassen, wird ein Rat es also zu schaffen wissen, dass das Schulgeld für solche arme Schäflein aus dem Almosenkasten den Schulmeistern gereicht, die Eltern aber angehalten werden, dass die Kinder zur Schule gehen und nicht auf den Bettel, sonderlich auf die Dorfschaften, und werden die Türhüter die Kinder weder aus- noch einzulassen haben.“

Diese Mitteilungen aus dem Armengesetz der „lieben Dorel“ zeigen deutlich, dass ihre Fürsorge für die Armen von dem nämlichen Grundsatz getragen war, den 200 Jahre später die edle Elisabeth Fry aufgestellt hat, indem sie aller christlichen Liebestätigkeit das schöne Motto gab: „Die Liebe zur Seele ist die Seele der Liebe.“ Von solcher Christenliebe durchdrungen, hat Dorothea Sybilla auch die erste Bibelgesellschaft gegründet, von der wir überhaupt etwas wissen. Im Jahre 1619 konnte der Herzog hierüber folgendes Reskript erlassen: „Den ehrwürdigen Pfarrherren Briegschen Fürstentums zu wissen, dass unsere herzlichste Frau und Landesmutter, die hochgeborne und durchlauchtige Herzogin Dorothea Sybilla, mit etlichen Frauen einen Pakt und Gelöbniß geschlossen, quaterlicherlich eine Kollekte zu halten und das gesammelte Geld auf den Kauf der heiligen Schrift zu verwenden, solchermaßen dass die gekauften Bibeln sollen unentgeltlich ausgespendet werden an solch arme Leute in den Dörfern, die es nicht vermögen, solch hochköstliches Buch und Kleinod sich selber zu verschaffen.“ Zu diesem Zweck sollen die Pfarrer Verzeichnisse einsenden, damit kein Bedürftiger übergangen werde. Durch die möglichst große Verbreitung der Bibel hoffte die fromme Fürstin mit Recht, allen sozialen Übelständen am wirksamsten entgegenzutreten zu können. Und dabei hatte sie nächst der Verwilderung und Verarmung

namentlich eine Kalamität im Auge, unter welcher besonders die Alten, Einsamen und Krüppelhaften ihres Geschlechts damals schwer leiden mussten, nämlich die Hexenepidemie. Zahllose Scharen alter und junger Frauen wurden im 17. Jahrhundert auf die Folter und auf den Scheiterhaufen geschleppt, bald weil man aus einem Triefauge, einem Muttermal oder einem Höcker Anlass nahm, sie als Zauberinnen zu verdächtigen, bald weil man aus besonderem Witz oder Liebreiz auf einen Bund der Betreffenden mit dem Teufel schloss. Diesem Würgengel des Aberglaubens trat Dorothea Sybilla mit aller Energie entgegen. Als während einer Abwesenheit des Herzogs das Volk den Ausbruch einer Viehseuche der alten Witwe Eva Jaraus Schuld gab, und deren Ortsgeistlicher (wie damals leider viele Pfarrer taten) dem Unverstand des großen Haufens Vorschub leistete, da sandte die Herzogin dem geistlichen Herrn einen Hirtenbrief, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Sie schrieb ihm unter Anderem: „Wir hätten uns zu euch wohl versehen mögen, dass ihr als ein gelehrter und verständiger Mann aus Gottes reinem und lauterem Wort unterrichtet sein würdet, wie unser Herr und Heiland Jesus Christus durch sein bitteres Leiden und Sterben dem Tod und Teufel die Macht genommen, uns aus des Satans Gewalt erlöst und uns zu Kindern Gottes berufen hat. Ihr wollt bei euch selbst bedenken, was Unheil ihr von dem Predigtstuhl bei dem einfältigen und abergläubischen Volk angerichtet habt, anstatt dass ihr nach unseres HErrn und Meisters Testament und Befehl hättet Liebe predigen sollen gegen alle Menschen und Scheu und Ehrfurcht gegen das Alter, nicht aber Hexerei und Teufelsspuck, womit die heilige Dreieinigkeit gröblich beschimpft, maßen mit Gottes Liebe und Barmherzigkeit auch Versöhnung seines Sohnes und dem Trost des heiligen Geistes in seine Wege zu reimen, dass er sollte durch den Teufel einem alten Weib Macht geben, solches Unheil auszuüben und sein eigenes Strafamt zu verrichten. Ihr werdet auch aus den Historien kein Exempel aufbringen von einer wahren Hexe, sondern bei verständiger Überlegung finden, dass solche arme Weiber durch Folter und allerlei Pein zum Geständnis sind gedrängt und getrieben, auch auf falsches Zeugnis hin zum Tod gebracht worden. Dieweil nun landkundig, dass der viele Regen dieses Sommers und auch das böse und verderbte Futter der eigentliche Grund und Ursache dieser Seuche ist, ergeht euch in Abwesenung unseres herzliebsten Eheherrn und fürstlichen Gemahls, auch in seiner Vollmächtigkeit unser Befehl, dass ihr die euch zur geistigen Weide anvertrauten Schäflein eines bessern sollt

lehren vom Predigtstuhl, auch die alte Witwe Eva zu euch fordern und aus Gottes Wort trösten über ihre Verleumdung. Den Schuljungen aber, so das arme Weib mit Steinen und Unflat geschmissen und übel traktiert, soll der Schulmeister mit tüchtigen Ochsenziemern und scharfen Ruten die Hexenlust austreiben. Hierin werdet ihr eure Pflicht und Schuldigkeit zeigen und eures Amtes warten; so ihr aber in eurem Irrtum beharren und unsern Befehl nicht achten würdet, sollt ihr durch dieses unser Handbrieflein verwarnt sein, dass ihr nach unseres herzlichsten Eheherrn und fürstlichen Gemahls bevorstehender Heimkehr sicherlich eures Amtes werdet entledigt und ohne Attestat aus dem Fürstentum an solche Orte gewiesen werdet, wo man der Hexenprediger annoch begehrt. Wollt euer hohes Alter und eure Verantwortung bei Gott bedenken, dazu gebe Er euch seine Gnade. Dorothea Sybilla.“

Diese echt protestantische Freimütigkeit gegenüber der Hexensucht erscheint um so glorreicher, weil nicht nur das Proletariat, sondern eben so sehr gerade auch die Aristokratie ihrer Zeit diesem Aberglauben huldigte. Die fromme reformierte Frau stellte sich einem der mächtigsten Ströme ihrer Tage als Zeugin des evangelischen Glaubens entgegen, während die Mehrzahl der lutherischen Schriftgelehrten zu den Hexenprozessen mithalfen; an ihrer Spitze der eifrige Jurist Carpzov, der sich rühmen konnte, die Bibel 53 Mal durchgelesen zu haben, der jeden Sonntag in die Kirche und alle 14 Tage zum heiligen Abendmahl ging! Kein Wunder, dass die „liebe Dorel“ beim armen Volk die Verehrung einer Heiligen genoss, und dass, als sie, erst 35 Jahre alt, im Jahre 1625 starb, ein schlesischer Priester den Ausspruch tat: „Hätten die Reformirten einen Papst, er würde die verstorbene Herzogin eiligst unter die Heiligen versetzen.“

Die offizielle Rechtgläubigkeit des 17. Jahrhunderts, zu welcher eine Dorothea Sybilla, wie wir soeben sahen, in entschiedenem Gegensatz steht, bietet überhaupt im Allgemeinen keinen sehr erquicklichen Anblick dar. Und es ist sehr begreiflich, dass von dorthier noch heute das Wort „Orthodoxie“ einen so üblen Klang hat. Aus diesem Umstand ist auch unschwer zu erklären, warum gerade tiefer angelegte Frauen jener Zeit, kalt gelassen, ja sogar abgestoßen von der Glaubensstarrheit der Kirchenmänner, ihre religiöse Befriedigung teils in stiller Beschäftigung mit ihrer Bibel, teils in den Kreisen von Schwärmern und Separatisten suchten und schließlich das Auftreten des Pietismus freudig begrüßten.

Derjenigen Reihe von Frauen, welche der kirchlichen Lehre ihres Landes treu blieben und nur daneben noch für sich andächtige Betrachtung des göttlichen Wortes, méditation, wie der Franzose es nennt, zu pflegen liebten, verdanken eine stattliche Anzahl von Kirchenliedern ihren Ursprung. Freilich beabsichtigten die betreffenden Dichterinnen von ferne nicht, Lieder für den kirchlichen Gebrauch niederzuschreiben; und zumal in der reformirten Kirche hatte der brave Ambrosius Lobwasser die Psalmen so prosaisch in Reime gebracht und für diese Leistung, die Bibel singbar zu machen, ein so ungeteiltes Lob und eine so unbedingte Anerkennung geerntet, dass es auch Fürstinnen nicht im Traum einfallen konnte, die zu ihrer „personellen Übung“ erklungenen Verse könnten jemals zu kirchlicher Geltung gelangen. Fürstinnen aber sind es, die uns auch auf diesem Gebiet zunächst begegnen. Wir können jedoch hier nur von den vier bedeutendsten derselben reden; und von diesen allein sind ja auch in unser Basler Gesangbuch Lieder aufgenommen worden.

Die Älteste ist **Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg**, die Verfasserin des bekanntesten Liedes, das der evangelischen Kirche aus einem Frauenherzen zugeflossen, des herrlichen Ostergesanges: „Jesus meine Zuversicht!“. Wie sie die Ahnfrau geworden ist von gewaltigen Männern, wie Friedrich der Große und der gegenwärtige Kaiser Wilhelm, so ist sie auch die Enkelin großer Helden gewesen, die Großtochter Wilhelms von Oranien und die Urgroßtochter des bei der Pariser Bluthochzeit zum Märtyrer des evangelischen Glaubens gewordenen Admirals von Coligny. Geboren 1627, genoss sie an dem väterlichen Hof im Haag eine christliche und zugleich fast bürgerlich einfache Erziehung. Ihr Religionslehrer, ein milder reformirter Theologe, leitete sie zu selbstständigem Forschen in der heiligen Schrift an, und übertrug auf sie seine Vorliebe für die poetischen Stücke des Propheten Jesaja. Erst 19 Jahre alt, vermählte sie sich mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg, in der Geschichte bekannt unter dem Namen des großen Kurfürsten, erklärte ihm jedoch sofort, erst dann mit ihm ziehen zu können, wenn sie ihren an der Auszehrung leidenden Vater vollends gepflegt und ihm die Augen zugedrückt habe. 1647 starb der Vater, und nun siedelte die junge Kurfürstin nach Kleve über, wo ihr Gemahl, um dem westfälischen Friedenskongress näher zu sein, damals residierte. Noch ehe das junge Paar seinen Einzug in Berlin halten konnte, musste es den Schmerz erleben, das erstgeborene Kind sterben zu sehen. Und eben unter dem Eindruck dieses Verlustes

entstand in Luise der uns Allen von Kind auf vertraute Triumphgesang des Auferstehungsglaubens. In Berlin, das während des großen Krieges zu einer sehr kleinen Stadt mit einigen tausend verarmten Einwohnern herabgesunken war, fand die junge Fürstin reichliche Gelegenheit zum Wohltun. Sie teilte auch ihre freie Zeit nur eben zwischen ihre Bibel und ihre hilfsbedürftigen Untertanen und erfreute sich bald der innigsten Liebe des Volkes. So oft die Prediger der ganzen Umgegend die Eltern eines Töchterleins fragten, was demselben bei der Taufe für ein Name beizulegen sei, bekamen sie immer die freudige Antwort: „Luise“. Wie ernst sie es mit dem Christentum nahm, davon zeugt die strenge Weisung, die sie ihrem Hofprediger Stosch erteilte: „Ich wiederhole, dass Ihr mir alle meine Sünden und Fehler vorhaltet, auch wenn nur ein Schein hievon da wäre. Vergesst nicht, dass Ihr mein Seelsorger seid, ich beschwöre Euch bei Gott, Eurem und meinem zukünftigen Richter.“ Ihrem demütigen Bußlied: „Ich will von meiner Missetat mich zu dem HErrn bekehren“, spürt man es an, wie viel und sorgfältig sie an der Hand des göttlichen Wortes mit ihrem Gewissen zu Rate gegangen. Ihr Gemahl schätzte sie hoch. Als sie nach dem Tod ihres Erstgeborenen längere Zeit kinderlos blieb, da glaubte sie dem Staat das große Opfer schuldig zu sein, förmlich auf Ehescheidung anzutragen. Allein der Kurfürst erwies sich auch in dieser Sache groß. Er nahm ihr Anerbieten nicht an, sondern erklärte, was ihn betreffe, so werde er den ihr vor Gott geleisteten Eid halten, und wenn es Gott gefalle, ihn und das Land zu strafen, so werde er das müssen über sich ergehen lassen; was Gott zusammengefügt, das solle der Mensch nicht scheiden. Luise durfte denn auch in der Tat noch mehrere Kinder erleben. Doch blieb sie kränklich, und da sie sich vom Kurfürsten nur in Fällen höchster Not trennen wollte, so hatte sie während seiner Kriege mit den Schweden auf den winterlichen Zügen an den Küsten der Ostsee höchst unruhige und leidensvolle Tage. Am 18. Juni 1667 starb sie im vierzigsten Jahre ihres Lebens. Ihr treuer Hofprediger, dem sie für die Leichenrede ausdrücklich „alle Flattereien“ untersagt hatte, wandte sich, als sie verschieden war, an den Kurfürsten mit den Worten: „Sie ist Euer Durchlaucht wie eine Garde auf Wegen und Stegen gewesen; aber der Trost bleibt, dass die letzten Seufzer dieser frommen Seele künftig um Christi willen die Kraft einer täglichen Fürbitte haben werden.“. Noch lange nach ihrem Tode soll Friedrich Wilhelm in entscheidungsvollen Augenblicken seines Lebens sich vor ihr Bild gestellt und ausgerufen haben: „O Luise, wie sehr vermisse ich

Euern Rat!“ Von diesem Rat geleitet, hatte der Kurfürst noch in der letzten Zeit von Luises Leben dem frommen Dichter Paulus Gerhardt gegenüber gehandelt. Gerhardt war bekanntlich strenger Lutheraner, der Kurfürst und sein Haus dagegen bekannten sich mit aller Entschiedenheit zur reformierten Lehre. Nun glaubte der Kurfürst verlangen zu dürfen, dass die lutherischen Geistlichen seines Landes sich aller Schmähungen gegen sein Bekenntnis enthalten sollten. Zu diesen Zweck wurde Jedem von ihnen ein Revers zur Interschrift vorgelegt. Die Meisten fügten sich, wie der boshafte Volksmund behauptete, aus Rücksicht auf ihre Frauen, die ängstlich sollen gemahnt haben: „Schreibt, schreibt, lieber Herre schreibt, auf dass ihr bei der Pfarre bleibt.“ Paul Gerhardt nun hatte keine solch verzagte Pfarrfrau hinter sich, sondern eine tapfere Jüngerin Christi, die im Leiden geübt war und bereits vier ihrer fünf Kinder hatte zurückgeben müssen. So konnte er ungehindert tun, was sein Gewissen ihm befahl. Er hatte aber ein enges Gewissen und glaubte als lutherischer Geistlicher nicht zum Voraus versprechen zu dürfen, er werde sich aller Angriffe gegen die reformierte Lehre enthalten. Demnach unterschrieb er den Revers nicht, sondern empfing das Absetzungsdekret. Seine kränkliche und schon so vielfach geprüfte Frau aber trug, fern davon kleinmütig zu werden, an jenem Tag in die noch erhaltene Familienbibel die heldenhaften Worte ein, welchen der himmlische Vater gewiss mindestens ebensoviel Wert beilegte als der Bekenntnistreue ihres Mannes: „Am 6. Februar 1666. Mein lieber Herr ist heute seines Amtes entsetzt worden. Auch diese Prüfung noch! Meine Kraft ist schwach, aber der HErr weiß ja, wie viel ich noch tragen kann. Halte du aus, mein Gerhardt, schäme sich des Evangelii von Christo nicht und lege immerdar ein gutes Bekenntnis ab vor vielen Zeugen. Ich folge dir ins Elend, in die Wüste, in Not und Tod. Fürchte dich nicht vor denen, die wohl den Leib, aber die Seele nicht töten mögen. Gerhardt, ich weiß, du rühmst dich nie, denn du bist sanftmütig und von Herzen demütig; aber jetzt rühme dich laut und treu, rühme dich des Herrn Jesu Christi. Bleibe treu, sieh nicht auf mich und unser Kind, ohne Gottes Willen fällt ja kein Sperling vom Dach, wir werden nicht Hungers sterben. Halt aus, mein Gerhardt, bis du gekommen bist zu dem Berg Zion und zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten und zu dein Mittler des neuen Testaments, Jesu! Gott segne dich, mein Gerhardt! Jetzt erst fühle ich, wie

groß du bist, und wie gering ich bin, deine arme Magd!“ Die ebenfalls kranke Kurfürstin aber stellte ihrem nicht minder bekenntniseifrigen Gemahl zu Gunsten Gerhardts vor, derselbe habe sich jederzeit gegen die Reformirten friedlich gehalten und gewiss nicht aus Ungehorsam, sondern nur aus Ängstlichkeit seine Unterschrift verweigert. Hierauf wurde Gerhardt wirklich wieder in sein Amt eingesetzt, immerhin mit der Bemerkung, man erwarte auch ohne Revers Gehorsam von ihm. Durch diesen Beisatz fühlte sich aber der gewissenhafte Mann so belastet, dass er dem Kurfürsten erklärte, er könne seine Funktionen einstweilen noch nicht wieder aufnehmen, und erst daraufhin erteilte ihm der in seiner Geduld erschöpfte Fürst den endgültigen Abschied.

Neben diesem großen Sänger der lutherischen Kirche und neben seiner Beschützerin, der großen Sängerin der reformirten Kirche, nehmen sich die drei lutherischen Dichterinnen, von denen unser Gesangbuch Lieder enthält, ob sie gleich auch fürstlichen Geschlechtes waren, ziemlich epigonenhaft aus.

Anna Sophia, Tochter des Hessischen Landgrafen Georg, geb. 1638, ließ zwar an Gelehrsamkeit nichts zu wünschen übrig. Es wird von ihr bezeugt, sie habe in der heiligen Schrift, in den morgenländischen Sprachen und in den Kirchenvätern so viel Kenntnisse gehabt, dass sie manchen Theologen hätte beschämen können; schon in ihrem 14. Jahre hatte sie die 7 Bußpsalmen in hochdeutsche Verse gebracht. Da sie an einem „kontinuierlichen Husten“ litt, so wurde sie bei Zeiten in das kaiserliche Stift Quedlinburg versorgt, wo für evangelische Fürstentöchter bald nach der Reformation eine Stätte des Gebets gegründet worden war. Hier hatte sie nicht nur mit ihren Leibesbeschwerden, sondern namentlich auch lange Zeit mit einem bedenklichen Hang zum Katholizismus zu kämpfen. Das Beispiel der Tochter Gustav Adolfs, der geistreichen und gelehrten Königin Christina, zog damals manche Tochter aus reformatorischen Fürstenhaus in die „alleinseligmachende“ römische Kirche. Die päpstliche Kurie sorgte durch allen erdenklichen Pomp, mit dem Christinas Übertritt gefeiert wurde, zur Genüge dafür, Andere nach ähnlicher Verherrlichung lüstern zu machen. Eine Schwester unserer Dichterin ließ sich gewinnen; Anna Sophia selbst überwand die vorübergehende Schwäche mit Hilfe des Stiftspredigers Röser und erklärte in reumütiger Zerknirschung: „Hiemit bekenne ich, dass leider Gottes ich durch des Satans Verblendung in Irrtum geraten und in

Holzwege gegangen bin, indem ich die päpstliche Lehre für recht erkannte, welches ich auch von Herzen bedaure und wie Manasse bete: ich habe gesündigt, vergib mir! auch mit dem offenen Sünder: Gott sei mir Sünder gnädig! Jedoch durch Gottes Gnade und Herrn Hofpredigers guten Unterricht aus Gottes Wort und der Väter Schriften habe ich die Wahrheit der evangelischen Lehre erkannt und angenommen, gedenke auch mit Gottes Beistand dabei zu leben und zu sterben, Amen.“ Aus dieser Zeit ihrer ersten Siegesfreude an dem wiedergewonnenen evangelischen Glauben stammen auch ihre Lieder und unter diesen die beiden uns bekannten: der Preis des göttlichen Wortes: „Wohl dem, der Jesum liebt und Jesu Himmelswort,“ und die Verherrlichung des Abendmahls: „Ach Gnad' über alle Gnaden! heißet das nicht Gütigkeit?“ Anna Sophia starb 1683 als Äbtissin des Stiftes Quedlinburg.

Ebenso gelehrt wie diese war die ältere der beiden Dichterinnen aus dem Schwarzburg-Rudolstädtischen Grafenhouse: **Ludämilia Elisabeth**, geb. 1640, gest. 1672. Sie konnte als junge Tochter mit dem berühmten Jenaer Professor Johann Gerhard einen lateinischen Briefwechsel über theologische Gegenstände führen. Zur Dichterin wurde sie unter dem Einfluss von Ahasverus Fritsch, dem Herausgeber der Sammlung: „Himmelsüße Jesuslieder“. Immerhin blieb die Schülerin in ihren Ausdrücken maßvoller als der Lehrer. Dafür liefert gerade unser Himmelfahrtslied „Zeuch uns nach dir“, den besten Beweis. Das andere Lied, das wir von dieser Ludämilia besitzen, legt auf die rührendste Weise Zeugnis ab von der Gesinnung, mit der sie als glückliche Braut gestorben ist. Als sie spürte, dass sie bei der Pflege ihrer Schwester deren tückische Krankheit geerbt habe und nun wohl auch sterben werde, sang sie: „Ich bin vergnügt und halte stille.“

Auch ihre Pflegeschwester und nachmalige Schwägerin, die **Gräfin Ämilia Juliana**, geb. 1637, gest. 1706, war eine solch gottergebene Seele. In den letzten Jahren ihres trotz vieljähriger Kränklichkeit reich gesegneten Lebens hielt sie jeden Tag eine besondere Sterbebetstunde, wobei jeweilen das von ihr gedichtete Lied gesungen werden musste: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, ein Lied, unter dessen Worten gewiss schon Tausende von evangelischen Christen ihre arme Seele getröstet und gestärkt haben aushauchen dürfen. Ihre übrigen Lieder sind bei Weitem nicht so bekannt. Es sollen deren 586 sein, was sehr wohl möglich ist, da sie die Gespräche

ihrer Seele mit dem HErrn in Gestalt eines poetischen Tagebuchs niederzuschreiben pflegte. So viel ich weiß, haben nicht einmal die Zwei derselben, welche in unser Gesangbuch aufgenommen worden sind, rechten Eingang in den Gemeinden gefunden, das Abendmahlslied: „Ach Jesus lebt in mir“ und die Fürbitte für die Obrigkeit: „Erhalt uns Herr der Herrlichkeit, halt uns unsre Obrigkeit.“

Eine andere deutsche Fürstentochter, die **Pfalzgräfin Elisabeth** (geb. 1618, gest. 1680), fand in solch stiller Andachtsübung kein Genügen, sondern suchte ihre Befriedigung in der Gemeinschaft. Wie sie aus gelehrtem Wissenstrieb in Korrespondenz mit den großen Philosophen Leibnitz und Cartesius trat, so verband sie sich aus religiösem Bedürfnis mit den Erweckungsgemeinden der Quäker und der Labadisten. Elisabeth, die wahrhaft fromm war und die, um nicht katholisch werden zu müssen, sogar die Ehe mit dem Polenkönig ausgeschlagen hatte, trat zwar der Gemeinde des französischen Schwärmers Labadie, eines Pearsall Smith jener Tage, nie förmlich bei, doch gewährte sie in ihrer souveränen Stellung als Äbtissin des reichsfreien adeligen Frauenstiftes zu Herford den aus Holland vertriebenen Separatisten gastfreundliche Aufnahme und auch als sie vom Reichskammergericht zur Ausweisung derselben genötigt wurde, ging sie nicht davon ab, dass Labadie und seine Anhänger eine wahrhafte Gemeinde der Heiligen bildeten. William Penn, der berühmte Quäker, mit dem sie ebenfalls in Verbindung getreten war, hat ihrer Frömmigkeit und Tugend in einer seiner Schriften ein schönes Denkmal gelegt und namentlich auch ihre mustergültige, mütterliche Regierungsweise hervorgehoben. Sie war auch von ihren Untertanen allgemein verehrt und steht noch heute in jenen Gegenden in gesegneter Erinnerung.

Während Elisabeth wohl eben aus Rücksicht auf ihre Untertanen der Sekte nicht beitrug, schloss sich dagegen ihre Jugendfreundin, die nicht minder gelehrte **Anna Maria von Schürmann**, feierlich an Labadie an und fand an dem von ihm je und je in seinen Gemeindeversammlungen in Szene gesetzten „christlichen Jauchzen,“ einer exaltierten Form schwärmerischer Freude, großes Wohlgefallen. Auch zwei französische Damen, Antoinette Burignon und Jeanne Marie Bouvieres de la Mothe Guyon, machten im 17. Jahrhundert wegen ihres Hangs zur Schwärmerei viel von sich reden. Heutigen Tages ist die Vorliebe der Frauen für das in exaltierter Weise auftretende religiöse Leben so allgemein, dass wir gar nicht begreifen

können, wie die Kirchengeschichte jemals von jenen überspannten, in übertriebener Jesusverliebtheit befangenen Weibern so viel Aufhebens hat machen mögen. Uns liegt weder zu einer Schilderung ihres frommen Lebens, noch zu einer Darstellung ihrer närrischen Schwärmerei der mindeste Grund vor. Es ist die nämliche, aller christlichen Nüchternheit spottende und eben darum im besten Fall bedenkliche Erscheinungsform des Christentums, welche wir z. B. an der Oxforder Bewegung zu beobachten Gelegenheit hatten.

Im vollsten Gegensatz zu all diesen frommen Singetänzen des 17. und des 18. Jahrhunderts steht der nüchterne biblische Pietismus, wie ihn der ernste Spener und der eifrige Francke begründet haben. Dieser eigentliche Pietismus, der durchaus ehrwürdig und in seinen Grundzügen für alle Zeiten vorbildlich ist, tat und tut noch heute nichts Anderes, als dass er kräftig gegen die Meinung protestiert, als ob die Zugehörigkeit und äußere Anhänglichkeit an die Kirche dem Menschen das Heil vermitteln könne, und dass er in Folge davon auf persönliche Bekehrung und lebendiges Christentum des Einzelnen dringt. Allein eben weil der Pietismus so trocken auftrat und nichts als einfaches Christentum verlangte, fühlten sich gerade die Frauen, die gern etwas Pikantes haben, auf die Dauer nicht sehr sympathisch von ihm berührt. Immerhin fehlte es nicht an vielen frommen Pietistinnen, und wie Spener naiv erklärt: „selbst Mägde wurden erweckt und trieben Andere zum tätigen Christentum.“ Der württembergische Pietismus besitzt sogar aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts eine berühmte Vertreterin in der Tabitha von Stuttgart, **Beate Sturm**, von deren Gebets- und Liebes-Leben ihr Biograph Georg Konrad Rieger schöne Schilderungen gibt.

„Ihr ganzes Leben bestand in Gebet und nützlichen Verrichtungen. Manche Stunde der Nacht brachte sie auf ihren Knien liegend zu, ja sie tat hierin so viel, dass ihre Angehörigen glaubten Einhalt tun zu müssen. Sie fand den Tag über tausenderlei Veranlassungen zum Gebet. Wollte sie in der Bibel lesen, so begann sie mit Gebet, so verwandelte sie, was sie las, in Gebete, so schloss sie mit Gebet. Wollte sie in die Kirche gehen oder in eine Erbauungsstunde, so bereitete sie sich mit Gebet darauf vor; kam sie nach Hause, so betete sie, dass der HErr das Gehörte an ihr und Anderen segnen wolle. Sollte sie einen Rat geben, so bat sie den HErrn um das, was sie reden sollte; hörte sie aufs Rathaus oder in die Ständekammer läuten, so

betete sie für das Wohl der Stadt und des Vaterlandes. Ereignete sich irgend etwas Neues in der Familie, so war es ihr ein Anlass zum Gebet; oft trieb sie schon das Vorübergehen an einem Haus oder an einer bekannten Person zur Fürbitte. Durch dieses fleißige Beten erlangte sie eine ungemeine Übung im Gebet. Sie konnte stundenlang fortbeten, ohne unnütze Wiederholungen oder fremdartige Gedanken vorzubringen, ja selbst ihr schwächlicher Leib hielt länger dabei aus als Andere, wiewohl sie aus allen Kräften Leibes und der Seele betete. Oft vergaß sie über dem Beten Essen und Trinken und wusste nicht mehr, wie lange sie gebetet hatte, denn das Gebet war ihr oft mehr ein genussreiches Empfangen als ein ermüdendes Suchen und Verlangen.“

„Nächst ihren Anverwandten genossen ihre unermüdet treue Dienstfertigkeit insbesondere die verschämten Frauen, die kümmerlich sich nährend in Schulden steckten, die Angefochtenen, die Witwen und Waisen, überhaupt die Armen und Kranken und unter den Letzteren namentlich die in Spitälern, in Lazaretten, in einsamen Hütten liegenden Leute, bei denen nicht gern Jedermann einzukehren pflegte. Diese suchte sie auf, diesen brachte sie Essen und Trinken, für diese verwendete sie sich, diesen suchte sie dadurch ans Herz zu kommen, dass sie sich zuerst durch leibliche Wohltaten den Weg bahnte, nicht selten mit Aufopferung ihrer eigenen, fast unentbehrlichen Lebensbedürfnisse.“

Von der Macht ihrer christlichen Persönlichkeit zeugt am Besten folgendes Beispiel. Ein neunjähriges Mädchen ihrer Bekanntschaft war während heftiger Krankheit zugleich in große Seelenangst wegen seiner Sünden geraten und wollte sich auf keine Weise beruhigen lassen. In gesunden Tagen hatte dieses nämliche Kind oft, wenn ihm etwas Auffallendes war mitgeteilt worden, erklärt: „erst wenn es die Jungfer Sturm auch sagt, dann will ich es glauben, denn sie lügt nicht.“ Als nun Beate von der Seelennot des kranken Töchterleins hörte, und wie seine Leibesschwäche in Folge davon stets überhand nehme, so eilte sie hin, trat zu dem Bett des Kindes und sprach: „Ich bin gesandt, dir etwas zu sagen, was dich sehr freuen wird, aber du musst es nun auch glauben.“. Sofort erwiderte das Mädchen: Ihnen glaube ich alles, ich weiß, dass Sie nicht lügen.“ „Nun denn,“ fuhr die fromme „Sturmin“ fort, „so sage ich dir: die Sünden, die du so herzlich bereust, dein Ungehorsam, deine Trägheit und deine Eitelkeit, sind dir alle verziehen und vergeben; du bist Gottes begnadigtes Kind und sollst es

bleiben in Ewigkeit.“ Von Stund an gab sich die Kleine vollkommen zufrieden, erholte sich auch in kurzer Zeit gänzlich.

Übrigens leuchtete dem württembergischen Volk in den Tagen der „Sturmin“ auch vom Throne her das Vorbild einer wahren Jüngerin des HErrn: die **Herzogin Magdalena Sibylla**, geboren als hessische Prinzessin 1652, gestorben 1712. Und auch als Witwe hat diese treffliche Frau, die nach bloß vierjährigem Ehestand im Alter von 26 Jahren wieder vom Thron hinabsteigen musste, unendlich viel Gutes gewirkt und Proben der herrlichsten Tapferkeit abgelegt. Als der für ihren unmündigen Sohn regierende Administrator beim Eindringen der Franzosen im Jahre 1688 feig entfloh, nahm sie die Zügel der Regierung wieder zur Hand, erreichte vom Marquis von Feuquieres gelindere Maßregeln für das Land und teilte die Not ihrer Untertanen. Auf ihrem Witwensitz zu Kirchheim u./T. verfasste sie Andachts-, Gebet- und Liederbücher, um nicht nur der Leiblichen, sondern auch der geistlichen Not des württembergischen Volkes zu Hilfe zu kommen. Jeden Tag versammelte sie Morgens und Abends das gesamte Hofpersonal bis auf den geringsten Bediensteten um sich, wobei sie kniend mit aufgehobenen Händen das Gebet vorsprach und ließ sich davon auch in ihrer letzten Krankheit nicht zurückhalten. Dass ihr Sohn trotz ihren Bitten in die Sklaverei der schamlosen Maitresse Grävenitz geriet, war ihr größter Kummer, und sie suchte der tiefgekränkten Schwiegertochter durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit zum Trost zu gereichen. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, verordnete sie, dass an ihrem Grab ein von ihr selbst verfasstes Lied sollte gesungen werden; darin heißt es u. A.:

„Es bleibt in meinem Sarg verschlossen und begraben,
Was heimlich in der Seel mich mag gequälet haben;
Die Welt war meiner müd, ich vielmehr dein, o Welt!
Dir war ich eine Last, - und du hast mich gequält.“

Solche „Stille im Lande“ ließen sich den gesetzlichen Ernst der pietistischen Schule gefallen und führten dabei mitten unter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ein friedens- und segensreiches Leben, verborgen mit Christo in Gott, gleich jener herzoglichen Tabitha Schlesiens und jenen frommen fürstlichen Dichterinnen. Ein großartiger, zu kühnerem Flug geneigter Geist wie Zinzendorf fühlte sich in dem stillen Wesen der kleinen Pflichterfüllung beengt und schrieb deshalb die Spottverse:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden
Und ist mir ärgerlich:
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt, als sie selber sich!

Trotzdem gleichen seine heute noch bestehenden Gemeinden, nachdem Zinzendorfs kühnste Absonderlichkeiten und tatendurstige Unternehmungsgelüste in den Hintergrund geschoben, um nicht zu sagen aufgegeben worden sind, den wahren pietistischen Kreisen wie ein Ei dem andern. So lässt sich eben die Entwicklung des Reiches Gottes, deren Fäden der Fürst des Lebens in den Händen hat, auch von dem frömmsten sächsischen Grafen nicht maßregeln. Übrigens ist Zinzendorf in seiner Gemeinde von seiner edlen Gemahlin, **Erdmut Dorothea**, einer gebornen Gräfin Reuß, welche glücklicherweise mehr Sinn für die Aufgaben der gemeinen Alltäglichkeit hatte und welche unter den vielen Reisen des Grafen unendlich litt, aufs Schönste ergänzt worden.

VII. Die Arbeiterinnen der inneren Mission.

„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet; ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht; ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen“ (Matth. 25, 35 und 36). An dieses Wort des HERRn werden wir erinnert, wenn wir die reiche Fülle von Lebensäußerungen des christlichen Geistes überblicken, welchen der selige Wichern vor nun bald 35 Jahren den Namen der „inneren Mission“ gegeben hat. Und es ist unzweifelhaft, dass Alles, was wir unter der einen Bezeichnung „innere Mission“ zusammenfassen, sich jenes Heilandswort aneignen und sich der großen Verheißung freuen darf, der HERR betrachte jedes Werk der erbarmenden Liebe als einen ihm selbst erwiesenen Dienst. Doch wäre es nicht richtig, wenn die angeführte Rede Christi in dem Sinne als eigentlicher Missionsbefehl für die innere Mission aufgefasst würde, wie das Wort: „geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Mark. 16,15) als Missionsbefehl für die äußere Mission gelten muss, denn einerseits beschränkt sich die innere Mission keineswegs auf die dort von Jesu bezeichneten Zweige der Liebestätigkeit und andererseits verfolgt sie einen dort vom Heiland nicht angegebenen speziellen Zweck. Dieser Letztere ist es, der ihr den Namen gegeben hat. Wie nämlich die äußere Mission unter Juden und Heiden ein Neues pflügen und die Grenzen des Reiches Christi erweitern will, so geht die innere Mission darauf aus, innerhalb dieser Grenzen erkaltetes, erloschenes, entartetes, verblasstes Christentum nach dem Urbild der Person Jesu Christi und seiner Apostel neu zu beleben. Im Unterschied zu der pflegenden Tätigkeit des amtlichen Gemeindedienstes mit seiner Predigt und Seelsorge hat die innere Mission mit ihren Impulsen und Operationen da einzusetzen, wo und soweit das natürliche Heidentum, sei es für sich oder im Bund mit kirchlich-pharisäischem Judentum, das christliche Leben in einzelnen Gemeindegliedern oder in Zuständen der Christenheit ertötet hat. In diesem Sinne haben wir die Heiligen des Mittelalters, die Reformatoren und die Väter des Pietismus als gewaltige Arbeiter der inneren Mission zu betrachten. Und diese Alle haben es wahrlich nicht daran fehlen lassen, neben Glaubensreinigung auch eine Erneuerung der ersten Liebe zu fordern und selbst zu üben! Man darf nur an eine heilige Elisabeth von Thüringen, an das Waisenhaus von August Hermann Francke oder an jene schöne Stelle

unserer Basler Reformationsordnung von 1529 denken: „deshalb wir fñrohin mit Gottes hilff kein bilder uffrichten lassen, aber ernstlich nachgedenkens haben werden, wie wir die armen dñrfftigen, so die ware und lebendige bilder Gottes seind, trñstlich versehen mñgen.“

Es ist aber nicht zu leugnen, dass jene aus dem eigenen Prinzip heraus sich vollziehende Neubelebung des Christentums sich nach der Richtung der Liebestätigkeit in unserm Jahrhundert ungleich intensiver und extensiver als irgend früher entwickelt hat. Und in dieser Beziehung haben wir keinen Grund unsere Zeit anzuklagen. Es fließt durch unsere Tage durchaus nicht nur ein breiter, reißender und zerstörender Strom des Unglaubens und der materiellen Selbstsucht, sondern auch eine herrliche, befruchtende und reichgesegnete Gegenströmung des Glaubens, der in der Liebe tätig ist, Angesichts welcher wir nur über unsere eigene Sünde und Trägheit murren können und murren sollten.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte der Rationalismus geherrscht, welcher aber keineswegs mit der heutigen, revolutionären Freisinnigkeit darf zusammengeworfen werden. Der alte Rationalismus hielt fest an den drei großen Wahrheiten: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, verlangte aber von dem einzelnen Menschen nicht eben viel. Wenn wir das Leben und Streben unserer Ahnen vor 100 und mehr Jahren näher betrachten, so finden wir im Großen und Ganzen jene gemütliche Ehrbarkeit und selbstzufriedene Behaglichkeit, jenes im Genießen maßvolle, aber auch in seinen sittlichen Forderungen genügsame Spießbürgertum, das Voß in seiner Luise, Goethe in Hermann und Dorothea zur allgemeinen Anschauung gebracht haben. Dieses patriarchalische Brachfeld wurde aber durch die Stürme der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege gewaltig durchfurcht. Und nun erwachte in Kraft des wieder gepredigten göttlichen Wortes in immer weiteren Kreisen der christliche Glaube und mit ihm lebendige Liebe. Die Männer, die bei diesem Erwachen der Christenheit aus langem Schlaf als Werkzeuge Gottes mitgewirkt haben, kennt Jedermann, sie nur aufzuzählen würde uns hier zu weit führen. Weniger bekannt dagegen ist eine Frau, die damals auf dem großen Welttheater und zwar gerade in diesem Akt religiöser Erweckung eine bedeutende Rolle gespielt und die überdies auch eine Weile hier in Basel die Gemüter in Spannung gehalten hat. Es ist dies die Baronin von Krüdener; **Barbara Juliana von Wietinghoff**, geb. zu Riga den 21. November 1764, hatte als schöne und

reiche Erbin eine nur aufs Äußere gerichtete Erziehung erhalten und lernte früh schon in Paris die frivole Herabwürdigung des aus Gott stammenden Geistes zum bloßen witzelnden Esprit. Doch regte sich ihr Gewissen immer wieder aufs heftigste, und als sie einmal nach durchtanzter Nacht ohne Gebet eingeschlafen war, konnte sie sich darüber lange nicht beruhigen. Gegen ihre Neigung wurde sie als 18jährige Tochter mit dem bereits zweimal geschiedenen russischen Diplomaten, Baron von Krüdener, vermählt, lebte aber nur kurze Zeit mit ihm zusammen und führte dann während einer Reihe von Jahren ein unstetes und auch ziemlich unschönes Leben. Als ihr Gatte starb, kehrte sie in die Ostseeprovinzen zurück, doch nur um sich dort aufs Neue in einen Strudel weltlicher Lust zu stürzen. Erst als mitten in einem prunkenden Fest einer ihrer Anbeter, vom plötzlichen Tod erreicht, vor ihren Augen zu Boden sank, fand sie, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, „Buße zu Gott“; und bald darauf durch die Verbindung mit herrnhutischen Christen auch jene glühende „Liebe zu Jesus“, welche fortan der Herzschlag ihres ganzen Lebens und Treibens war. Zunächst verkündigte sie mit dem gewöhnlichen, in der Regel vorzeitigen und eben darum sehr bald erlahmenden Eifer der Neubekehrten ihrer Umgebung den Heiland der Sünder durch Wort und Tat. Doch hatte sie keine Ruhe im engern Kreis, sondern wir finden bei ihr bereits die moderne Wanderlust in ausgesprochenster Weise. War sie vor ihrer Bekehrung der Schöngeistern und den Genüssen nach gereist, so zog sie jetzt, völlig nach der Art neuester Reiseprediger, durch halb Europa, um zu werben, aber nicht für eine Kirche oder Sekte, sondern für eine interkonfessionelle Liebe zu Jesus, der uns zuerst geliebt, und zu den Brüdern, die er uns in reiner, selbstloser Weise lieben gelehrt. Ihre mystische Glaubensrichtung fand im Verkehr mit dem Propheten des himmlischen Heimwehs, dem edlen Jung-Stilling, reichliche Nahrung. Bei ihm und bei dem Heiligen der protestantischen Kirche, bei Oberlin, der durch sein praktisches Christentum das Steinthal aus einer Wüste in einen Garten verwandelt hatte, wurde die Krüdener in ihrer Hingebung an die Ärmsten nur bestärkt. Und so finden wir sie denn in den letzten zehn Jahren ihres Lebens als eine selbstlose Dienerin Jesu unter Hoch und Niedrig. Den Armen, Kranken und Gefangenen spendet sie mit beredtem Mund und (was wohl noch wirksamer war) mit offener Hand den Trost des Evangeliums, den Weisen dieser Welt öffnet sie die Augen über die tiefsten Geheimnisse der göttlichen Liebe, den Königen der Welt sagt sie, dass Alles nichts sei ohne den König der Könige.

Verspottet, verleumdet, verfolgt, wird sie von der Polizei wie ein Wild von einem Land ins andere gehegt, aber dennoch nicht müde, mitten in der „Wüste der Zivilisation“, wie sie ihre Zeit nannte, Buße zu predigen, Heil zu verkündigen den Gläubigen und das Wehe zu rufen über die Ungläubigen. Von dem Allem nur einige Beispiele!

Als Kaiser Alexander I. von Russland auf dem Zug nach Frankreich 1815 nach Heilbronn kam, wusste sich die Baronin, die ja sein Landeskind war, Zutritt zu ihm zu verschaffen. Die Unterredung, welche sie mit ihm hatte, machte auf den durch die großen Ereignisse jener Tage ohnehin in gehobene Stimmung versetzten Monarchen einen so tiefen Eindruck, dass er die Krüdener aufforderte, ihn zu begleiten. Und als sie dann in Paris in ihrem zum Betsaal eingerichteten Salon Erbauungsstunden eröffnete, war er mit der Bibel in der Hand ihr täglicher Gast. In den Besprechungen, die er damals mit ihr als der Beraterin seines Gewissens hielt, reifte der Entschluss in ihm, die Fürsten Europas zu einem Bund aufzufordern, mit dem Zweck, sie wollten als eine große christliche Familie, abgesehen vom Zwiespalt der Kirchen, das Gesetz des Christentums zum höchsten Gesetz des Völkerlebens machen. Die Krüdener war es, die diesem immerhin großartigen Projekt den Namen „der heiligen Allianz“ beilegte. Unter ihrem Einfluss entstand auch der Aufruf dazu, der mit solchem Feuer die Heiligung der Welt und Politik verlangte, dass alle Welt zur Begeisterung fortgerissen wurde. Außer dem römischen Papst und dem türkischen Sultan, welche in der europäischen Politik jeweiligen Arm in Arm gehen, lehnte nur als würdiger Dritter außer des Bundes, Georg, das berühmte Scheusal von England, den Beitritt ab. Im Verlauf ihrer geschichtlichen Erscheinung erwies sich „die heilige Allianz“ als eine nicht durchführbare Utopie. Betrachten wir sie dagegen als Theorie, so können wir Goethe begreifen, der in den Gesprächen mit Eckermann erklärte, es sei nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden. Jedenfalls dürfen wir dem Manifest eines heiligen Gottesfriedens der Fürsten und Völker, wie es Alexander, inspiriert von der Krüdener, erließ, den Wert der ewigen Wahrheit und Weissagung nicht absprechen. Und in diesem Sinn ist die „heilige Allianz“ ein Ehrendenkmal für die Baronin. Übrigens teilte diese bei aller Begeisterung für Alexander, den sie im Gegensatz zu dem schwarzen Antichristen Napoleon den weißen Friedensengel nannte, dennoch ihres Kaisers hochfliegende Hoffnungen nicht, sondern wies immer wieder auf eine bevorstehende Läuterung durch ernste Gerichte hin.

Als Alexander nach Russland zurückkehrte, begleitete sie ihn nicht, sondern wandte sich nach Basel, wo ihre Versammlungen großes Aufsehen erregten. Da, wohin die Damen heutigen Tages aus ganz anderen Beweggründen wallfahrten, im wilden Mann²³, lauschte zu Anfang des Jahres 1817 eine große Menge von Leuten aus der sogenannten besseren Gesellschaft den Worten der frommen Baronin wie einem Orakel. Spittler gründete mit ihr die hiesige Traktatgesellschaft. Doch geht die Lebensbeschreibung, die wir von Planter besitzen, leider nur bis 1812, so dass wir nichts Näheres über die Beziehungen der beiden seltenen Menschen erfahren. Ein anderer hervorragender Mann des damaligen Basel, der Professor Lachenal, der Zeitlebens eine Vorliebe für erleuchtete Damen hatte und später auch die Versammlungen einer **Miss Blackwell** begünstigte, gab damals um der Krüdener willen seinem Lehrstuhl der Philosophie, seiner Bücherweisheit, seinen Familienverbindungen den Abschied, um als ihr ständiger Begleiter an den Bestrebungen der Baronin Teil zu nehmen. Dagegen trat auf der Kanzel zu St. Theodor der Hauptpfarrer Johann Jakob Fäsch als Verkündiger der gesunden Gotteslehre mit dem ihm eigenen Pathos, „im Namen Jehovahs“ dem überspannten Frauenzimmer energisch entgegen, und der hiesige Vorkämpfer des politischen und kirchlichen Liberalismus, der bekannte Staatsrat Ochs, säuberte die Stadt von diesem „ausländischen Gewächs“ durch polizeiliche Ausweisung. Freilich war wenig damit geholfen; denn die Baronin schlug ihr Zelt unmittelbar vor den Toren Basels im „Grenzacher Hörnlein“ auf. Auch dieser Ort, der jetzt nur zu materiellem Genuss aufgesucht wird, wurde durch ihre Anwesenheit zu einem Sammelplatz strebsamer Geister. Doch kamen auch andere Gäste in großen Scharen. Es war damals teure Zeit, ja eigentliche Hungersnot. Und da zeigte denn die Krüdener, dass Selbstverleugnung bei ihr nicht Phrase, sondern Tat und Wahrheit sei. Die überspannte Ausländerin opferte mehr für die Armen der Gegend als alle die aufgeklärten geistlichen und weltlichen Herren der Stadt Basel miteinander. Tag und Nacht war sie tätig; ihr Vermögen, ihre letzten Juwelen, ihre Gesundheit opferte sie mit Freuden. Als ein Engel der Rettung und ein Bote des Friedens wurde sie verehrt, und das ernste oder milde Wort, das sie der leiblichen Gabe beifügte, fand guten Eingang. Tausende hat sie vor leiblichem, Hunderte vor geistlichem Hungertod bewahrt. Ihrer unermüdlichen Liebestätigkeit und Liebespredigt fielen die rohesten Herzen zu, ihre Sanftmut, ihre Demut, ihre Anmut machten selbst auf die Häscher, von denen sie überall verfolgt

wurde, den tiefsten Eindruck. Kein Wunder, dass sie sich selbst für eine Prophetin hielt und ihren Absonderlichkeiten großen Wert beilegte. Sie verwarf alle bestehenden Konfessionen, dagegen verlangte sie von ihren Anhängern doch auch wieder äußerliche Erkennungszeichen: das Gebet sollte nur kniend verrichtet, unter Christen nur der schöne, noch heute unter katholischen Priestern übliche Gruß ausgewechselt werden, wobei auf die Anrede: „Gelobt sei Jesus Christus“, geantwortet wird: „in Ewigkeit, Amen“. Vor den Kreuzen am Weg sollte man niederknien. Doch darf man wahrlich zu einem so großartigen Wirken, wie es Juliane von Krüdener entfaltet hat, solche Kleinigkeiten stillschweigend in den Kauf nehmen, um so mehr, als die Verschiedenartigsten ihrer Zeitgenossen, ein Kaiser Alexander, ein Pestalozzi, ein Spittler, ein David Spleiß darüber wegsahen. Übrigens wurde sie nicht wegen dieser Schrullen oder wegen ihrer schwärmerischen Lehren, sondern wegen des Zuströmens der Armen an keinem Ort lang geduldet. Die argwöhnische Polizei der metternichschen Reaktion fürchtete, die großartige Wohltätigkeit dieser Frau könnte sozialistischen Umsturztheorien Vorschub leisten. So wurde sie 1818, von einer Grenze zur anderen durch Gendarmen begleitet, buchstäblich auf dem Schub in ihre Heimat befördert. Dort begnügte sie sich in der Tat eine Zeitlang damit, in der Stille auf einen kleinen Kreis einzuwirken. Als dann aber Griechenlands Erhebung erfolgte; da konnte sie nicht länger an sich halten. Als Prophetin wollte sie abermals ihren „gotterkornen“ Kaiser Alexander zu großen Taten entflammen, indem sie bei den Diplomaten Russlands laut über die Untätigkeit dessen klagte, dem die Vorsehung die Befreiung Griechenlands, diese, wie sie meinte, wichtigste Angelegenheit des Reiches Gottes, in die Hände gelegt habe. Allein der Kaiser hatte nicht wie seine ehemalige Freundin das Feuer jugendlicher Begeisterung bis ins Alter bewahrt, sondern war ein fügsames Werkzeug der reaktionären Politik des österreichischen Reichskanzlers geworden. In einem freundlichen, aber entschiedenen, eigenhändigen Brief hieß er die Baronin schweigen und gehen. Sie schwieg und ging, doch knickte diese Enttäuschung ihre letzte Kraft. Am Weihnachtstag des Jahres 1824 starb sie mit dem demütigen Bekenntnis, dass sie oft für die Stimme Gottes gehalten habe, was nur die Frucht ihrer Einbildung und ihres Stolzes gewesen sei, aber auch mit dem Trost des Glaubens: „was ich Gutes getan habe, das wird bleiben; was ich übel getan, das wird Gottes Barmherzigkeit austilgen.“

In der Schweiz hinterließ ihr Aufenthalt im Allgemeinen nur segensreiche Spuren. Hier in Basel, wo ihr Bild noch in manchem alten Haus zu finden ist, muss namentlich auch die Gründung der Armenanstalt von Beuggen zu einem großen Teil auf den gewaltigen Eindruck zurückgeführt werden, den ihre grenzenlose Wohltätigkeit hinterlassen. Aus den ostschweizerischen Kreisen, in denen sie Eingang gefunden, ist u. A. die geistreiche **Anna Schlatter** hervorgegangen, die dann freilich in ihrer bürgerlichen Weise ungleich milder und stiller gewirkt hat als die schon durch ihre vornehme Geburt großartig angelegte Russin. Auf Anna Schlatter, welche übrigens mehr zu „den Stillen im Land“ gehört, können wir hier nicht näher eingehen. Das Wesen dieser geistig und geistlich hervorragenden Frau lässt sich am Besten aus ihren Briefen erkennen, welche Dr. Zahn unter dem Titel „Frauenbriefe“, leider nur ohne die nötige Sichtung, veröffentlicht hat.

In der Ostschweiz hatte die Erscheinung der Krüdener auch eine schreckliche Nachwirkung. In der Nähe von Schaffhausen, im zürcherischen Dörflein Wildenspuch, lebte eine von Kindheit an zu Visionen geneigte junge Tochter, Margaretha Peter. Dieselbe lernte im Herbst 1817 die Frau von Krüdener kennen, welche sich nach ihrer Vertreibung von Grenzach einige Zeit in dem ebenfalls bei Schaffhausen gelegenen Dorf Lotstetten aufhielt. Von dem Beispiel der Krüdener begeistert, fing nun Margaretha an sich einzubilden, auch sie sei zur Reisepredigerin und, als die Krüdener vertrieben worden, sie sei zur Fortsetzung ihres Werkes berufen. Allmählich ging sie so weit, sich für ein Wesen zu halten, in dem der Sohn Gottes auf ganz besondere Weise Wohnung genommen habe. Und zuletzt erklärte sie im März 1823, dass zu wiederholter Besiegung des aufs Neue mächtig gewordenen Teufels der Opfertod Christi zum zweiten Mal an ihr und ihrer Schwester vollzogen werden müsse. Sie selbst schlug ihre Schwester tot und ließ sich dann von einer Freundin förmlich kreuzigen. Mit der größten Standhaftigkeit und unter der Versicherung, dass sie durchaus keinen Schmerz empfinde, ließ sie, auf ihr Bett ausgestreckt, sich Hände, Füße, Ellbogen und Brust auf Holzblöcke festnageln. Sie starb, während man ihr ein Messer in den Kopf trieb, unter dem Ruf: „Freut euch mit mir, Gott im Himmel freut sich auch mit Euch!“ Mit Recht ließ die Regierung von Zürich, nachdem die Beteiligten, darunter Margarethas eigener Vater, vom Malefizgericht zu schwerer Zuchthausstrafe waren verurteilt worden, die Stätte dieser

Gräuelszenen niederreißen und verordnete, dass nie mehr ein Haus dort dürfe gebaut werden.

Zur gleichen Zeit, wo an der armen Margaretha von Wildenspuch solch arge Verirrung vom wahren Christentum und ein solch heilloses Verkennen dessen, was Gott von den Menschen verlangt, zu Tage trat, lebten und wirkten zwei edle Frauen, die auf gänzlich verschiedenem Boden aufgewachsen und in durchaus ungleicher gesellschaftlicher Stellung doch Beide, den Willen Gottes richtig auffassend, die Selbsthingabe im Sinn Christi übten und als leuchtende Vorbilder Bahn brachen für die innere Mission des 19. Jahrhunderts: **Elisabeth Fry**, durch welche die Buße und der Trost des Evangeliums in tausend Kerker gedrungen ist, und **Amalie Sieveking**, deren Lebensarbeit unzähligen Frauenvereinen zur Armen- und Krankenpflege das Dasein gegeben und eben damit unzählige Tränen getrocknet hat.

Elisabeth Gurney, geb. zu Norwich den 21. Mai 1780, gehörte einer milden englischen Quäkerfamilie an. Die Eltern zogen sich zwar nicht von den heiteren Genüssen der Geselligkeit zurück, strebten aber doch ernstlich danach, in der Freude an den irdischen Gütern die ewigen nicht zu verlieren und den Sinn dafür bei ihren Kindern rege zu erhalten. So kam es, dass Elisabeth, ein durch Schönheit, Anmut und Talente ausgezeichnetes junges Mädchen, in dessen Leben viele Tage nur eben von Musik, Geselligkeit, kühnem Reiten, Theaterbesuchen und Tanzen ausgefüllt waren, und dessen pikante, von feinem Witz gewürzte Unterhaltung von den jungen Männern der Gesellschaft mit besonderer Vorliebe gesucht wurde, schon in ihrem 17. Jahr doch in ihr Tagebuch schreiben konnte: „ich habe in mir und Anderen Manches gesehen, was früher meiner Wahrnehmung entging, dennoch habe ich nicht versucht, mich zu bessern. Ich habe meinen Leidenschaften nachgegeben und ihnen gestattet, mich zu beherrschen. Meine Fehler waren mir wohl bekannt, ohne dass ich mich bemühte, sie abzulegen. Ich muss den Schmeichlern mein Ohr verschließen, darf bei den Kindern die Geduld nicht verlieren, nicht ohne Grund widersprechen, nicht maulen, wenn man mit meinen Schwestern zufrieden ist und mit mir nicht; ich darf nicht übertreiben, was ich so gern tue; ich darf nicht den Putz frönen; ich muss jedem guten Eindruck Raum geben und jeden schlechten bekämpfen. Hätte ich nur Ausdauer, so könnte ich Alles tun, was ich wünsche; doch den Versuch will ich machen.“ Allein die redlichen Versuche misslangen.

Elisabeth konnte es, bei aller ernsten Selbsterkenntnis und bei dem aufrichtigsten Streben, den Kummer Anderer zu lindern, zu keiner nachhaltigen Gottseligkeit bringen, bis ein eifriger Prediger ihrer Gemeinde sie auf ihren Grundfehler, die Zwiespältigkeit ihres Herzens, aufmerksam machte und anregte, ihr Leben ungeteilt dem Dienst Gottes zu weihen. Von Stund an war sie eine Andere. Nicht mehr um in Selbstgefälligkeit schwelgen zu können, sondern um wirklich Gott wohl zu gefallen und seines Friedens sich getrösten zu dürfen, betätigte sie sich jetzt für die Armen und Kranken. Auch errichtete sie im Haus ihres Vaters eine Schule und erprobte dabei ihre ungewöhnliche pädagogische Begabung, indem es ihr ohne alle Mithilfe gelang, eine Zahl von 70 Kindern zu regieren und zu unterrichten. Ihre Heirat mit dem reichen Londoner Handelsherrn Joseph Fry, einem Quäker von der strengsten Observanz, begünstigte den Sieg über ihre früheren Gewohnheiten. Dabei ist es uns zum Voraus eine Bürgschaft für die Solidität ihrer Umwandlung, wenn wir sehen, dass sie nicht, von augenblicklichem Enthusiasmus hingerissen, dem ernsten Quäkertum sich in die Arme wirft, sondern dass sich in ihrem Gewissen und Willen eine langsame, aber sichere Klärung vollzieht. Schritt für Schritt entsagt sie den früher für edel gehaltenen Genüssen; nach und nach gibt sie ihren Kleidern den schlichten Schnitt des Quäkeranzuges und zuletzt versteckt sie auch das reiche blonde Haar in der eng anschließenden Mütze. Mit kostbarer Naivität gesteht die junge Frau, das Du, mit dem der Quäker Hohe und Niedere als Brüder anredet, sei ihr Anfangs so schwer geworden, dass sie sich zuweilen der Begegnung eines alten Bekannten durch schleunige Flucht entzogen habe. Auch die ihr frühe schon zuerkannte, bei den Quäkern an Mann und Weib hochgeschätzte Gabe der geistlichen Beredsamkeit wollte sie lange nicht ausüben. Als sie aber an zwei Sterbebetten, beim Tod ihres Vaters und beim Hinschied eines besonders hoffnungsvollen ihrer elf Kinder die Erfahrung gemacht hatte, dass ihr wirklich ohne Besinnen und Schwanken die Gabe überwältigender Rede verliehen sei, zögerte sie nicht länger, dieselbe auch da anzuwenden, wohin ein besonderer Zug der Liebe sie schon öfter geführt: in der Weiberabteilung der Gefängnisse von Newgate. Schon öfter hatte Elisabeth seit 1813 dieses sogenannte Straf- und Korrektionshaus betreten, einmal auch hatte sie mit den verwahrlosten Geschöpfen gebetet, und die Elenden waren auf ihre Knie niedergesunken und hatten nichts als leises Schluchzen hören lassen. Allein, sei es, dass der Schmutz, die Stickluft und die entmenschten Sitten, von welchen sie sich

dort umgeben sah, sie zurückschreckten, sei es, dass sie an dem Erfolg einer Tätigkeit unter dem Abschaum ihres Geschlechtes verzweifelte, erst vom Dez. 1816 an finden wir sie in eigentlich reformatorischer Wirksamkeit an jenen Orten. Sie traf in dem engen Raum von wenigen Gemächern 300 Frauen mit ihren Kindern in einem Zustand physischen und moralischen Elendes, den die lebhafteste Phantasie nicht übler hätte ausdenken können. Um die wilde Horde halbnackter, brüllender, fluchender, spielender, raufender, singender, tanzender und allerlei schändliche Szenen aufführender Weiber, welche eher reißenden Tieren als Menschen ähnlich sahen, anzufassen, verlangte Elisabeth, dass man sie mit denselben allein lassen solle. Allgemeines Staunen! Solches Zutrauen hatte diesen Hyänen noch keine ihres Geschlechtes bewiesen. Die Stille, die eintrat, benutzte Elisabeth sofort, um an dasjenige Gefühl zu appellieren, das auch bei dem gesunkensten Weib empfänglich ist: an die Mutterliebe. Und der Vorschlag, für die Kinder im Gefängnis eine Schule zu errichten, wurde mit Freudentränen aufgenommen. Zunächst sollten nur die Gefangenen unter 25 Jahren Unterricht erhalten, und zwar benutzte Elisabeth als ihre Gehilfin dabei ein wegen Diebstahls ebenfalls im Gefängnis sitzendes junges Mädchen. Doch drängten sich bald auch ältere Sträflinge heran, so dass Mrs. Fry die Aufgabe nicht mehr ohne weitere Hilfe bemeistern konnte. Im April 1817 gründete sie mit 11 andern Quäkerinnen und der Gattin des Anstaltsgeistlichen eine Gesellschaft mit dem Zweck: „für Bekleidung, Unterricht und Beschäftigung der zu Newgate in Haft gehaltenen Frauen zu sorgen, dieselben mit der heiligen Schrift bekannt zu machen und sie so viel als möglich an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß zu gewöhnen, damit sie während ihrer Gefangenschaft gelehrt und friedsam würden und dieselbe als achtbare Menschen verlassen könnten.“

Von diesem Moment an gehörte ein großer Teil der Zeit und Kraft von Elisabeth den Gefangenen; und doch hatte sie daneben als Gattin und als Mutter von 9 Kindern (zwei waren gestorben) Pflichten, welche einer andern Frau genügend erschienen wären, sich von jeder Tätigkeit für das öffentliche Wohl fernzuhalten. Freilich erlaubte ihr der Reichtum ihres Mannes, für manche häusliche Besorgung fremde Kräfte in Anspruch zu nehmen; auch ist das zu beachten, dass das Quäkertum überhaupt die Gemeindeinteressen den Familienrücksichten überordnet. Zudem besaß Mrs. Fry ein ungewöhnliches Organisationstalent, und dieses kam nicht nur ihrer öffentlichen Tätigkeit, sondern auch ihrem Hauswesen zu gut, wo sie

mit raschem Blick alles Nötige erkannte und mit sicherer Hand anordnete. Übrigens traten auch Fälle ein, wo die pflichttreue Mutter um eines kranken Kindes willen in den Gefängnissen einmal nur das Allernötigste besorgte und dann ohne Rast heimeilte.

Welche Arbeitslast sie als Vorsteherin des neuen Gefängnisvereins zu bewältigen hatte, ersehen wir am besten aus dem ersten Bericht, den sie über den Erfolg ihres Verfahrens dem erstaunten Unterhaus Großbritanniens vorlegte: 20,000 Bekleidungsgegenstände hatten beschafft werden müssen. Dem nämlichen Bericht entnehmen wir mit Interesse die Notiz, dass Mrs. Fry es war, die zum ersten Mal den Versuch eines sogenannten konfessionslosen Religionsunterrichts wagte, indem sie in der Gefängnisschule sich auf die Lehren Jesu beschränkte, ohne die Auffassung irgend einer Kirche oder Sekte hineinzutragen. Die Stimme der Überzeugung aber, mit der sie diese Lehren vortrug, machte ihren einfachen, dogmenfreien Unterricht so ergreifend und wohlthuend, dass die armen Unmündigen mit Zärtlichkeit an ihrem Mund hingen. Als bald nach der Eröffnung ihrer Tätigkeit ein vornehmer Engländer die Anstalt besuchte, war er eigentlich betroffen von der Veränderung, und Elisabeth selbst verwunderte sich, als nach Jahresfrist von jenen 20.000 gelieferten Kleidungsstücken bloß 3 vermisst wurden, und das an dem gleichen Ort, an dem der Aufseher ihr bei dem ersten Besuch ihre Uhr vor der Tür glaubte abnehmen zu müssen!

Da viele der in Newgate Eingeschlossenen zur Deportation nach den englischen Kolonien verurteilt wurden, so sorgte Mrs. Fry auch dafür, dass die Früchte ihrer Einwirkung während der Überfahrt nicht verloren gingen. Sie veranlasste die Verurteilten, sich Aufseher zu wählen und denselben für die Zeit der Reise Gehorsam zu geloben. Auch verschaffte sie ihnen Bibeln und andere gute Lektüre für die Sonntage und Material zu Arbeiten für die Werktage; dies Letztere mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass die betreffenden Arbeiten von denen, die sie verfertigt hätten, in der Kolonie zu ihrem eigenen Vorteil verkauft werden dürften. War ein Deportationsschiff zur Abfahrt bereit, so begab sie sich noch an Bord, kniete mit sämtlichen Gefangenen auf dem Verdeck nieder und flehte den, der allein Wachstum zu menschlichem Säen und Begießen geben kann, um seinen Segen an für das Werk christlicher Liebe. Selten wurde der Wink, der darin auch für das rohe Matrosenvolk lag, unbeachtet gelassen. Die verurteilten Weiber aber folgten

dem Boot, das ihre treueste Freundin ans Land zurückbrachte, so lange als möglich mit tränenden Augen.

Doch beschränkte Elisabeth ihre Tätigkeit nicht auf die weiblichen Gefangenen von Newgate, sie zog die Verbesserung des Loses aller Sträflinge und namentlich aller jugendlichen Verbrecher in den Kreis ihrer Bestrebungen. Und weiter gründete sie Bibliotheken für die vielen in der Einsamkeit und Eintönigkeit ihres Berufs an ihrer Seele vielfach Schaden Nehmenden, für die Schiffleute, für die Schafhirten, für die Küstenwächter. Ihre Liebe hörte wirklich nimmer auf und war stets von jenem früher erwähnten Grundsatz getragen: Die Liebe zur Seele ist die Seele der Liebe.

Diese staunenswerte Tätigkeit hatte nun aber zur natürlichen Folge, dass Mrs. Fry mit der Zeit nicht nur in ihrem engern Vaterland eine Autorität, sondern geradezu eine europäische Berühmtheit wurde. Und dazu trug ohne Zweifel ihre äußere Erscheinung ein Wesentliches bei. Gewiss würde ihre Hingebung auch dann, schon der Kuriosität wegen, Anerkennung und Bewunderung gefunden haben, wenn sie bucklicht und unbeholfen gewesen wäre und wie Moses eine schwere Zunge gehabt hätte. Nun sie aber schön und anmutig, beredt und schlagfertig, gewandt und lebhaft war, so wurde sie förmlich Mode, und es galt sowohl in England als auf dem Kontinent für fashionabel, eine Unterredung mit ihr gehabt oder doch einem ihrer Vorträge in den Gefängnissen von Newgate beigewohnt zu haben. Ihre Reisen, die sich bis in die Schweiz erstreckten, und auf denen sie überall die Gefängnisse besuchte, gestalteten sich zu Triumphzügen, nicht nur für ihre edlen Bestrebungen, sondern auch für ihre liebenswürdige Person. Und da sie mit zunehmenden Jahren immer liebevoller auch von Andersdenkenden und Andersgläubigen urteilte, so wurde ihr Einfluss ein universeller. Die auf dem Gebiet der inneren Mission hervorragenden Männer Deutschlands, Bunsen, Wichern, Fliedner, schämten sich nicht, bei Elisabeth Fry in die Schule zu gehen. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. und seine edle Gemahlin, die im Trieb der inneren Mission unermüdliche Königin Elisabeth, bereiteten der englischen Kaufmannsfrau zu Berlin den liebevollsten Empfang und statteten ihr ungesäumt in Newgate einen ehrenvollen Gegenbesuch ab, wobei sie sich aufs Eingehendste von ihr über die betreffenden Einrichtungen unterrichten ließen.

Alle diese Huldigungen aber verdarben Elisabeth Fry nicht. Ihre eigene, oft geäußerte Besorgnis, der Beifall der Menschen könnte ihr zu lieb werden

und könnte die reine Lust, Gott zu dienen, in ihrem Herzen beeinträchtigen, ging nicht in Erfüllung. Auch hielt sie Gott durch ernste Erlebnisse im engern Kreise: den Verlust ihres Vermögens, den Tod geliebter Kinder und Kindeskind, bis zuletzt in seiner Schule. Fern von aller Selbstgerechtigkeit und pharisäischer Sicherheit sah sie dem Tod, als dessen Vorboten sich einstellten, mit einer gewissen, übrigens vielen energischen Menschen eigenen Bangigkeit entgegen. Die letzten Worte, die man am 13. Oktober 1845 von ihren erblassenden Lippen vernahm, war die Bitte: „O mein geliebter HErr, hilf deiner Dienerin und bewahre sie!“ Und ähnlich hat ja auch Vinet sein tatenreiches Leben beschlossen, nicht mit einem siegesfrohen Glaubenswort, sondern mit der demütigen Bitte: „Seigneur, aie pitié de moi!“

Eine ganz andere Physiognomie als das Leben dieser kinderreichen Tochter Albions trägt das Bild des deutschen Fräuleins, des Ideals einer alten Jungfer, auf welche mit bestem Recht im Hinblick auf Tausende von Kindermüttern das Wort des Propheten angewendet werden kann: „Die Einsame hat mehr Kinder, als die den Mann hat“ (Jes. 54,1). Doch finden wir auch bei ihr einen großen Kontrast zwischen der Jugend und der späteren Entwicklung: einer freudlosen Kindheit folgt ein seliges Alter, auf nüchternem Verstandesboden entwickelt sich ein reiches Gemütsleben, und an die Stelle trübsinniger Verschlossenheit und Vereinsamung tritt ein mächtiges Wirken auf immer weitere Kreise.

Amalie Wilhelmine Sieveking wurde geboren zu Hamburg im Jahre 1794. In ihrer angesehenen Familie war seit langem Tatkraft und Selbstbewusstsein, daneben aber auch ein vollkommener Rationalismus zu Hause. Frühe verwaist und ohne irgendwelche empfehlenswerte äußere Eigenschaft, ließ sich das Kind, welches übrigens durchaus keinen Mangel leiden musste, von dem Gefühl beherrschen: Niemand hat mich lieb, kein Mensch nennt mich: „liebes Malchen“. Zur jungen Tochter herangewachsen, fand sich Amalie von den kleinen häuslichen Pflichten, der Lektüre, der Handarbeit und der Geselligkeit nicht befriedigt. Sie sehnte sich nach einem bestimmten, Geist und Herz befriedigenden Beruf, und ihre Liebe zu Kindern ließ sie diesen finden. Zunächst unterrichtete sie bloß Eine Schülerin, ein im gleichen Haus wohnendes Töchterlein. Allmählich aber wurde ihr Talent bekannt, und als sie 19 Jahre alt war, zählte sie schon eine sechsköpfige Schule, dabei blühte ihr Herz so auf in Liebe, dass sie

sich nicht entschließen konnte, von den Eltern ihrer Schülerinnen eine Bezahlung anzunehmen, sondern im Gegenteil neben ihrer eigenen Schule, welche aus den gebildeten Ständen stets neuen Zuwachs erhielt, auch noch bei einer Armenschule mitwirkte. Mitten in jenen ersten Anfängen selbstständigen Wirkens wurden ihr auch durch den seligen Heimgang eines heißgeliebten Bruders die Augen für das Eine Notwendige geöffnet, für den Frieden mit Gott durch Jesum Christum. Und von nun an hieß es bei ihr: „Alle Erziehung, die nicht vorzugsweise darauf ausgeht, dass dem Kind dieser Glaube das Leben des Lebens werde, ist nichts als elendes Flick- und Pfuschwerk!“. Mit ganz anderer Freudigkeit als bisher erteilte sie jetzt den Religionsunterricht in ihrer Schule, und auch ein anderer, schon früher gefasster Plan tauchte nun mit neuer Lebendigkeit in ihr auf.

Es hatte sie nämlich schon in ihrer frühen Jugend der Gedanke oft beschäftigt, ob nicht die evangelische Kirche die Pflicht hätte, dem katholischen Institut der barmherzigen Schwestern etwas Ähnliches gegenüber zu stellen, und in ihrem dunkeln Trieb, sie müsse ein großes Werk vollbringen, hatte ihr dies Ziel lange vor Augen geschwebt. Damals war ihre Schule in den Vordergrund getreten. Aber jetzt, wo nicht mehr der natürliche Tatendrang, sondern der göttliche Trieb der Liebe sie beseelte, prüfte sie den Gedanken aufs Neue, legte ihn auch einigen Freunden vor, die als Genossen desselben liebenden Glaubens ihr als zuverlässige Berater erschienen: Gossner, Wichern und Neander. Trotzdem diese zustimmten, würde sie doch aus natürlicher Schüchternheit und auch aus zarter Rücksicht auf die greise Pflegemutter, der sie sich zunächst zu dienender Liebe verpflichtet fühlte, nicht gewagt haben, zur Ausführung zu schreiten, wenn nicht ein besonderes Ereignis eingetreten wäre. Es war im Sommer 1831, da erschien in Hamburg die Cholera, und mit ihr als unvermeidlicher Begleiter ein panischer Schrecken. Niemand wollte in den Dienst des für die Cholerakranken errichteten St. Enricus-Hospitals treten. Ohne Zögern stellte sich Amalie Sieveking, begleitet von den Segenswünschen ihrer Pflegemutter, den Behörden zur Verfügung. Viele schüttelten zwar den Kopf und namentlich die Ärzte zweifelten sehr daran, ob die „Schwärmerin“ den Anstrengungen des Wachens und der ekelhaften Pflege werde gewachsen sein. Bald aber zeigte es sich, dass die Kraft ihrer Selbstverleugnung die Abhärtung der geübtesten Krankenwärterin übertreffe. Sie wurde zur Vorsteherin des gesamten Pflegepersonals ernannt. Doch verbat sie sich alle Vorteile besserer Beköstigung, die man ihr

anerbot, und zwar durchaus nicht, um sich selbst zu kasteien, sondern um durch das Beispiel der Entbehrung ihre Untergebenen für die Beschwerden ihres Berufs desto williger zu machen.

Dennoch ward es ihr nicht vergönnt, aus dieser glänzenden Prüfung ihrer eigenen Tüchtigkeit auch mit dem Entschluss hervorzugehen, dass ihr geliebtes Ideal: die Gründung einer protestantischen barmherzigen Schwesterschaft, nun verwirklicht werden könne, sondern im Gegenteil mit der Überzeugung, dass es ihr nicht beschieden sei, gerade in dieser Weise sich um das christliche Gemeindeleben verdient zu machen. Sie hatte bei ihrem Eintritt in das Cholerahospital durch öffentliche Blätter die Aufforderung ergehen lassen, dass während der Dauer der Seuche andere Frauen sich mit ihr zu freiwilligem Dienst verbinden möchten, aber keine Meldung war eingegangen. Diesen Misserfolg sah sie als einen Wink an, dass sie, obgleich schweren Herzens, ihr Ziel beschränken müsse. Und so gründete sie 1832 einen Verein von Frauen, welche sich zu häufigem, regelmäßigem Besuch der armen Kranken in ihrer Wohnung verpflichteten. Dieser Verein fand sofort großen Anklang. Zahlreiche tätige Mitglieder stellten sich ein und sorgten unter Amaliens Leitung in den Kammern der armen Kranken für leibliche und geistliche Nahrung, Ordnung und Reinlichkeit. Andere erboten sich, an bestimmten Tagen für die Armen zu kochen, ein wohlhabender Schlächter schickte eine Anweisung auf wöchentlich 4 Pfund Fleisch, und bald sah Amaliens Wohnung einem Magazin von Bettwerk und Kleidern gleich. Es ging nicht lange, so konnte ein Kinderspital mit 30 Betten errichtet und eine Anzahl Wohnungen für arme Familien erbaut werden. Und ehe sie sichs versah, war Amalie Sieveking das Zentrum mehrerer hundert Zweigvereine, die Beraterin von Gründungen ähnlicher Art wie die ihrige in ganz Deutschland, ja in halb Europa. Daneben blieb sie ihrem ursprünglichen Beruf der Kindererziehung treu, ja sie betrachtete denselben bis zuletzt als ihren schönsten und lieblichsten.

Welchen Grad von Arbeitskraft sie entwickeln musste, um diesem vielseitigen Berufsleben genügen zu können, das wird uns durch einen Blick auf ihre Tagesordnung anschaulich gemacht. Sie selbst berichtet einer Freundin: „Am Dienstag stehe ich um 1/2 5 Uhr auf und habe dann bis gegen 6 Uhr für die Kinder zu arbeiten. Das Frühstück wird bei der Arbeit eingenommen. Um 6 Uhr gehe ich von dem Landhaus zur Stadt und komme

etwa ein Viertel nach 7 im Stadthaus an. Hier warten schon Viele auf mich, bisweilen wohl 20 und darüber, die mich zu sprechen wünschen. Das dauert in der Regel bis 1/2 9, wo ich dann nach unserm Haus gehe, die eingegangenen Briefe durchsehe, Einiges für den Unterricht vorbereite und auch, wenn es die Zeit erlaubt, noch einen Gang für die Armen, zum Arzt, in die Apotheke oder zu den Armen selbst mache. Um 10 Uhr kommen meine Kleinen zu mir und bleiben bis gegen 1 Uhr. Von 1/2 3-1/2 4 erteile ich Religionsunterricht in der Armenschule. Die Zeit von 1/2 4-5 Uhr ist entweder durch Gänge oder schriftliche Arbeiten für den Verein ausgefüllt. Im 5 Uhr versammeln sich bei mir einige frühere Schülerinnen, und ich halte mit ihnen erst eine förmliche Bibelstunde, nachher trinken wir zusammen Tee und unterhalten uns; zuletzt pflege ich noch eine sie interessierende Mitteilung aus dem Gebiet der Literatur zu machen. Um 8 Uhr gehen sie auseinander. Inzwischen sind bei mir die Berichte über die von den Damen des Vereins gemachten Armenbesuche eingelaufen. Diese Berichte, weit über 100 an der Zahl, müssen nun von mir durchgesehen werden. Diese Arbeit beschäftigt mich, so lange ich mich wach erhalten kann, doch beenden kann ich sie vor Schlafengehen nie. Am Mittwoch Morgen wird um 1/2 5 aufgestanden und dann sogleich ans Korrigieren der mir von den Kindern gelieferten Arbeiten gegangen. Ein Viertel nach 7 Uhr wieder nach dem Stadthaus, um den Armen Audienz zu geben. Von 1/2 9-12 Schule; von 12-3 Uhr Arbeit für den Verein; 3-5 Uhr wöchentliche Versammlung des Vereins im Stadthaus; 5-6 Uhr Religionsunterricht armer, der Schule entlassener Kinder. Nachdem ich diese um 6 Uhr entlassen, habe ich bis gegen 9 Uhr Armenbesuche zu machen. Dann aber pflege ich für die letzte Stunde dieses Tages zu guten Freunden zu gehen, um in ihrer Gesellschaft und Unterhaltung mich ein wenig abzuspannen.“ In ähnlicher Weise beschreibt Amalie, die bald von ganz Hamburg nur „Malchen“ genannt wurde, die Arbeiten des Donnerstag und des Freitag. „Du findest,“ fährt sie fort, „in dein Bericht dieser Tage keine Zeit zum Mittagessen erwähnt, und die nehme ich mir auch wirklich nicht. Zwischendurch wird etwas Butterbrot, dabei vielleicht etwas kaltes Fleisch oder ein hartgekochtes Ei, gewöhnlich nur im Stehen, genossen. Das finde ich für mich vollkommen ausreichend. Auch an den drei Tagen, die ich ruhig hier außen in Othmarsen zubringe, bin ich in den Stunden, da ich mich nicht bei der Mutter befinde, mit Vorbereitungen für den Unterricht, Korrespondenz u. dgl. so vollauf beschäftigt, dass ich, obgleich in der Regel immer schon

um 5 Uhr bei der Arbeit, doch manchen Tag nicht dazu komme, einen Fuß in den Garten zu setzen.“

Es war ihr vergönnt, schon im Jahre 1836 auch ihren ursprünglichen Gedanken eines förmlichen Ordens von Pflegerinnen durch die Gründung der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth verwirklicht zu sehen. Auch die verwandten Bestrebungen der opferfreudigen Miss **Florence Nightingale** während des Krimkrieges 1855 begleitete sie mit freudiger Teilnahme. Als ihr eigener Verein im Mai 1857 sein 25jähriges Jubiläum feierte, war sie schon eine gebrochene Kraft, doch legte sie in ihrer einfach ergreifenden Weise nochmals Zeugnis ab des Glaubens und der Hoffnung, darauf sich ihr Liebeswerk erbaut und darauf es allein Bestand haben könne. Und ihr stilles Tagewerk setzte sie bis zum Winter 1858 fort; schleichend, erschöpft, oft so müde, dass sie auf den steinernen Stufen vor den Häusern ausruhen musste, ging sie der Armut nach und scheute für ihre kranke Brust weder die steilsten Treppen, noch die feuchtesten Keller. Als sie schließlich nicht mehr konnte, durfte sie auf dem Krankenlager ernten, was sie gesät hatte. Eine ihrer Armen war ihre Pflegerin; Schülerinnen und Freundinnen sorgten dafür, dass ein immer erneuter Frühling von Blumen ihr Krankenzimmer schmückte. Doch konnte auch die treueste Liebe ihr die schwersten Leiden nicht ersparen. Mit den bezeichnenden Worten: „ach HErr, ich kann nicht mehr,“ hauchte sie am 1. April 1859 ihre Seele aus. Ich erinnere mich noch lebhaft, welche Bewegung auch durch unsere Stadt Basel ging, als es hieß, diese Vorkämpferin der Armen- und Krankenpflege habe ihren Lauf vollendet, und als man erfuhr, wie sie auch durch die Anordnungen für ihr Begräbnis den Armen einen Liebesdienst habe erweisen wollen. Weil in Hamburg den armen Sterbenden die Vorstellung des Todes dadurch besonders verdüstert wurde, dass sie in schmucklosem, flachem Sarg in früher Morgenstunde hinausgetragen wurden, befahl Amalie Sieveking, man solle auch sie „arm“ begraben. Und so geschah es. Auf der Armenleichenbahre wurde in einem schmucklosen Sarg die große Armenfreundin von den gewöhnlichen Armenträgern zu der Familiengruft der Sieveking gebracht.

Solch zarte persönliche Liebe, wie sie uns aus dem Leben der edlen Amalie Sieveking entgegenstrahlt, haben auch seither noch viele Frauen in dieser oder jener Weise geübt. Welch unermessliche Dienste an Kranken- und Sterbebetten und auf anderen Gebieten der christlichen Liebestätigkeit

haben allein schon nicht Alle, aber doch Viele der 4000 bisher aus den verschiedenen Diakonissen-Anstalten hervorgegangenen Schwestern dem Reich Gottes geleistet. Auch in anderen Stellungen haben Frauen unseres Jahrhunderts eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltet. Wie manche Pfarrfrau hat in der Gemeinde ihres Mannes durch ihre Samariter-Dienste reichere Früchte hervorgebracht als der Prediger selbst mit seinem pharisäischen Formalismus. Und wie oft ist einem ausgezeichneten Mann Gottes das Wirken auf weite Kreise wesentlich erleichtert worden durch den Frieden, den die verständnisinnige Liebe seiner Frau in seine Seele gesenkt hatte. Blättern Sie z. B. im Leben Vinets, so wird Ihnen fast auf jeder Seite jene eminent liebenswürdige Frau entgegentreten, welche erst lange Jahre nach ihrem Manne und ihren Kindern sterben durfte und dennoch bis ins höchste Alter die Krone ihrer Jugend, die Anmut echten christlichen Liebreizes behielt. Auf dem Angesicht der freundlichen Matrone, die sich mit berechtigtem Stolz nie anders als „**Veuve Vinet**“ unterschrieb, war das Leuchten der ersten Liebe noch unverwischt zu erkennen. Ein Blick genügte, um zu sehen: diese Frau hat die innerste Mission, die es für ein weibliches Leben gibt, vollständig erfüllt, sie hat Glück und Behagen, Segen und Frieden verbreitet in ihrem Haus.

Für diesen göttlichen Beruf des weiblichen Geschlechts Junge und Alte anzuwerben, das haben sich in unserm Jahrhundert manche Schriftstellerinnen zur schönen Aufgabe gemacht. Diese gehören wahrlich auch zu den Arbeiterinnen der inneren Mission. Mit aller Anstrengung des Geistes haben edle Frauen die Schmach zu tilgen gesucht, welche eine frivole weibliche Büchermacherei auf ihr Geschlecht gehäuft. Von den Vielen, die hier zu nennen wären, will ich nur an Eine erinnern, bei welcher Wahrheit und Dichtung, Leben und Schriftstellerei in seltener Harmonie standen, an **Otilie Wildermuth**, eine der besten und wohl auch die Bekannteste der deutschen Schriftstellerinnen.

Otilie Nooschütz, geb. 1817, gest. 1877 als viel betrauerte Gattin des Tübinger Professors David Wildermuth, hat vor Allem eine schöne Jugendzeit gehabt. Sie sagt selbst in ihren Jugenderinnerungen, ihr sei es nicht gegangen wie jenem armen Tagelöhner, der zu erzählen pflegte, wie er nach seiner Geburt die Augen aufgemacht und die rußige Stube mit den trübseligen Leuten drin gesehen habe, da sei sein erster Gedanke gewesen: „holah, da bist lez abgstiegen.“ Ihre trefflichen Eltern handelten bei der

Erziehung nach dem guten Grundsatz: „viel gewehrt macht viel verkehrt.“ Alles mögliche Nützliche musste die Tochter lernen, im Übrigen aber ließ man ihr die harmlose Freude der Jugend, die nicht nur schöne Erinnerungen zurücklässt, sondern Einem für sein ganzes Leben ein freundliches Gepräge gibt. Und wer in späteren Jahren in dem Haus der Vollendeten deren hochbetagte und doch allezeit muntere und geistesfrische Mutter gesehen hat, der weiß, woher unsere reichbegabte Freundin ihre gesunden, gutschwäbischen, frommen und fröhlichen Lebensanschauungen geerbt hatte. Dass diese auch in Leid und Krankheit stets ungetrübt blieben, ist natürlich nicht zum Mindesten dem Umstand zuzuschreiben, dass ihr als Gattin und Mutter ein glückliches und gesegnetes Los beschieden war. Auf ihren ganzen höchst einfachen Lebensweg wandte sie den Spruch an: „der HErr hat alles wohl gemacht.“

Damit hat sie zugleich selbst die Grundfarbe ihrer zahlreichen Schriften angegeben. Ihr war mit ihrer ganzen Schriftstellerei bloß darum zu tun, die höchste Freude zu bereiten, die man Anderen bereiten kann, ihnen nämlich zu zeigen, wie man mit Gottes Hilfe seine Verhältnisse zu glücklichen gestalten könne. In diesem Fach war die selige Wildermuth mit ihren prächtig erzählten „Geschichten“ und ihren lebenswarm gemalten „Bildern“ eine wahre Lehrmeisterin. Bald leistet sie an einem traurigen Beispiel den besten Beweis, wie töricht es ist, dem lieben Gott aus der Schule zu laufen, sich selbst und Anderen durch unfügsames, selbstisches Wesen das Leben zu verbittern; bald führt sie mit warmer Hand an ein bescheidenes Plätzchen, in ein Witwenstübchen, zu einer alten Jungfer oder in ein geldarmes, aber kinderreiches Pfarrhaus, um zu zeigen, dass stiller Glaube und stille Liebe auch das engste Haus zu einem freundlichen Asyl für seine Bewohner und für seine Besucher machen können. Und was die berühmte Schriftstellerin als Ideal, sei es in höherem oder tieferem Ton, hier ergötzlich, dort ergreifend in die weite Welt hinausgeschrieben hat, das hat die schlichte Hausfrau in der kleinen Welt ihrer eigenen Häuslichkeit mit seltenem Geschick verwirklicht.

Lebhaft bin ich an das Wildermuthsche Haus erinnert worden, als ich in einem Aufsatz über die Bedeutung des christlichen Hauses für die innere Mission folgende schöne Beschreibung der wahren Gastfreundschaft las: „Jesus ermahnt, mit Einladungen nicht zu markten, nicht zu geben, damit man wieder empfangt, sondern Liebe an den Hilfsbedürftigen zu üben.

Krüppel und Lahme finden zwar jetzt ein Gastrecht in dem Staatshaushalt. Doch gibt es noch allerwege Einsame, Fremdlinge und Schutzbedürftige genug, für welche die Einladung in ein gastliches Haus eine Barmherzigkeit ist. Da wohnt der Segen Gottes bei offenen Türen, wo arme alte Seelen den Fluch der Einsamkeit vergessen; wo verkühlte und verknöcherte Herzen sich erinnern, dass sie auch einst Kinder waren und Liebe genossen und darum auch immer noch Liebe schuldig sind; wo Witwen und Waisen merken, dass mit ihrer Häuslichkeit das Heimatsgefühl nicht zu Grab gegangen ist; wo die fremde Jugend das Heimweh nicht nur bekommt, sondern überwindet; wo die Unerfahrenheit belehrt und die Schwachheit freundlich ermutigt wird; wo Recht, Zucht und Wahrheit sich stark fühlen, aber Lüge und Unsauberkeit sich fürchten müssen, wo Jeder aufgenommen wird, als brächte er viel mit, und jeder Abschied nimmt als Einer, der viel empfangen hat. Welche reiche Segensströme können ganz im Stillen aus einem gastlichen Hause fließen, wo man die Eintracht von Christentum und Geselligkeit versteht und vollzieht.“

Um solche Gastfreundschaft ausüben zu können, bedarf es keiner reichen Mittel, sondern nur eben des guten Willens, Anderen zu dienen und ihnen Freude zu bereiten. Wie viel eine einzelne Frau, von diesem Wollen beseelt, erreichen kann, das haben wir Alle an dem Beispiel einer erst vor wenigen Jahren aus unserer Mitte Hinweggenommenen sehen können. Sie wissen wohl Alle, wen ich meine: **Trinette Bindschedler**, die Gründerin und langjährige Vorsteherin unserer Diakonissenanstalt. Ihr hatte ein schmerzliches Erlebnis in der Jugend das Herz nicht gebrochen, noch viel weniger verengert oder verknöchert. Sieben und zwanzig Jahre lang ist sie den zahlreichen Schwestern eine Mutter im besten Sinne des Wortes, den Kranken Arzt und Pflegerin in Einer Person und Allen, die in den Tagen der Trüb al mit Bitte um Hilfe bei ihr vorsprachen, Trost und Erquickung gewesen. In ihrer ungeheuchelten Demut lag das Geheimnis ihrer Arbeitskraft und ihrer Anziehungskraft. Ihre Demut war der Grund, warum das kleinste Gespräch mit ihr erbaulich war, ohne es sein zu wollen, und warum Niemand sie verließ ohne das Gefühl, etwas empfangen zu haben.

Und so sind wir denn von unserer Kirchengeschichtlichen Reise durch alle Zeiten und durch alle Länder in die Gegenwart und vor die Tore unserer Stadt zurückgekehrt. Wir haben von jenem Schöpfungs-Tage, da es hieß: „ich will dem Manne eine Gehilfin machen“, bis zum heutigen Tag, wo

auch den Frauen die Losung der Emanzipation ausgeteilt wird, an den verschiedensten Frauengestalten beobachten können, dass es für die Frau wie für den Mann bei dem Wort Jesu sein Bewenden hat: „es sei denn, dass Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Zutritt zu Gottes Reich und Wert für Gottes Reich hat auch die Frau, nur wenn und nur insoweit sie ihren natürlichen Willen dahingibt und Gottes Willen lässt leben in sich.

Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#), Stand: Januar 2024, und den dazugehörigen Seiten entnommen. Diese Seiten sind:

[Alte Lieder](#)

[Briefe der Reformationszeit](#)

[Gebete](#)

[Zeugen Christi](#)

Bei vielen, aber nicht bei allen Texten sind auch die Quellen angegeben.

Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Anmerkungen

[←1]

sich durch Gewähltheit besonders in Kleidung, Formen des Umgangs u. Ä. von anderen abhebend, unterscheidend; betont vornehm

[←2]

Zurschaustellen, Großtun, Renommieren

[←3]

Als Vestalin (lat. *virgo Vestalis* „vestalische Jungfrau“; ursprünglicher amtlicher Titel: *sacerdos Vestalis* „vestalische Priesterin“) bezeichnet man eine römische Priesterin der Göttin Vesta.

[←4]

Bewohnerin der Basel-Landschaft

[←5]

Jesus Sirach

[←6]

Auch unser Münster besitzt in seiner Krypta einen ganzen Zyklus von Deckengemälden aus dem XIV. Jahrhundert, welche diese sagenhafte Lebensgeschichte der Maria darstellen. Da diese kunstgeschichtlich ziemlich wertvollen Bilder in Folge der in der Krypta befindlichen Heizeinrichtungen fortwährend Schaden leiden und allmählig zu Grunde gehen, so hat die historische und antiquarische Gesellschaft, was davon noch vorhanden ist, vor einigen Jahren sorgfältig kopieren lassen und mit einem lehrreichen Aufsatz von Herrn Dr. August Bernoulli veröffentlicht. (Mitteilungen der historischen und antiquarischen Gesellschaft. Neue Folge I. Basel 1878.).

[←7]

arab. Sekte, welche gegen Ende des 4. Jahrhunderts gleich früheren Vorgängern, Helvidius, Eudoxius, Eunomius, Bonosus, die beständige Jungfrauschaft Marias leugneten und behaupteten, sie habe dem Joseph mehrere Kinder geboren.

[←8]

(eine/die) Anweisung geben, anordnen, erlassen, verhängen, vorschreiben

[←9]

In der lutherischen Kirche werden nach Anordnung des großen Reformators, wenigstens an manchen Orten diejenigen drei Marienfeste gefeiert, welche auf biblischer Grundlage beruhen: Mariä Verkündigung, Mariä Heimsuchung (Besuch bei Elisabeth) und Mariä Reinigung. In der viel nüchterneren reformierten Kirche dagegen erhielt sich bloß die kirchliche Feier der Verkündigung von Jesu Geburt, deren Anzeige ich selbst als Kind noch auf dem hiesigen Kirchenzettel gelesen habe.

[←10]

vernünftig reden, Schlüsse ziehen

[←11]

Als ein Beispiel der trostlosen Schrifterklärung des Rationalismus mag hier beiläufig erwähnt werden, dass von einem berühmten Professor der Theologie das große Wort: „Eins ist Not“, dahin ausgelegt wurde: Ein Gericht (zu baseldeutsch: Eine Platte) genüge vollkommen! Freilich liegt auch in dieser hausbackenen Verflachung des Bibelwortes noch eine beherzigenswerte Lehre.

[←12]

(im Katholizismus des 17. Jahrhunderts) durch eine verinnerlichte, weltabgewandte Frömmigkeit gekennzeichnete mystische Strömung

[←13]

Beweisführung, Argumentation

[←14]

im Sinne von Naivität, Leichtgläubigkeit

[←15]
Höflichkeit

[←16]

Zirkus Maximus

[←17]

besinnliche, beschauliche

[←18]

Confess. IX

[←19]

Der Manichäismus war eine stark von der Gnosis beeinflusste Offenbarungsreligion der Spätantike und des frühen Mittelalters. Seine organisierte Anhängerschaft war unterteilt in die Elite der „Auserwählten“ (lateinisch *electi*), aus der sich die Amtsträger rekrutierten, und die einfachen Gemeindemitglieder, die „Hörer“ (*auditores*). Insbesondere von den *electi* verlangte er Askese und ein Bemühen um die Reinheit, die als Voraussetzung für die angestrebte Erlösung galt.

[←20]

einbezogenen

[←21]

mit Abscheu ablehnen, zurückweisen

[←22]
erhöht

[←23]

Jetzt großes „Magasin des confections“